

Adalbertus

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werke e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

forum



INHALT

Wolfgang Nitschke 2005 – Ein Jahr des Wandels	Seite 2
Pfarrer Paul Magino Geistliches Wort Groß sein lässt meine Seele den Herrn	Seite 3
Rudolf Grulich Papst Benedikt XVI. ein Freund der Ostdeutschen	Seite 4
Gerhard Nitschke Europa nach der Osterweiterung: Einheit in Vielfalt – Austausch der Gaben 58. Gementreffen, 28. Juli bis 2. August	Seite 5
Reinhard Juttner Auf dem Weg zueinander – Die besonderen Wurzeln der europäischen Regionen Zum Referat von Dr. Hans-Jürgen Bömelburg	Seite 8
Adam Krzemiński Europa: Einheit in der Vielfalt	Seite 11
Wolfgang Nitschke Zwischen Kommunikations- und Identifikations-Stiftung – Die Vielfalt europäischer Sprachen Gesprächsforum	Seite 13
Adalbert Ordowski Austausch der Gaben: Der notwendige Dialog der Kirchen Europas Impulsreferat und Gesprächsforum	Seite 14
Prof. Dr. Jan Sokol Die Rolle Europas in einer globalen Welt	Seite 17
Gottesdienste	Seite 19
Impressionen	Seite 20
Kathi, Nadia und Deike Jugendprogramm „GemeNews“	Seite 20, 21
Luisa Frings, Phillip Vanselow Kinderprogramm	Seite 22, 23
Brigitte Ordowski Auf den Spuren des heiligen Ludgers	Seite 23
Adam Szarafinski „Litauen live“ – Spurensuche in der Geschichte eines europäischen Landes Jugendbegegnung in Klaipeda, 2004	Seite 24
Zum Gedenken / Meldungen	Seite 27
Glückwünsche / Veranstaltungen	Seite 28

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend
Martinstraße 47–55, 40223 Düsseldorf.

Redaktion:

Gerhard Nitschke (verantw.),
Viola Nitschke-Wobbe, Wolfgang Nitschke
Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf
Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74
E-Mail: g.nitschke@adalbertuswerk.de
Internet: www.adalbertuswerk.de

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek MediaService
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77
E-Mail: w.wilczek@t-online.de

Fotos: H. Derow, G. Nitschke, W. Nitschke, B. Ordowski

Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.
Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 15,- Euro je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)
Konto-Nr. 1519 66-435

2005 – Ein Jahr des Wandels

Es ist eine Menge geschehen, seit Sie, liebe Leserinnen und Leser, die letzte Ausgabe des *adalbertusforums* von uns bekommen haben. Das Jahr 2005 war bislang ein „Jahr des Wandels“ – sowohl in der Welt, in Europa und in Deutschland, als auch in unserer Gemeinschaft. Das sichtbarste Zeichen für diesen Wandel ist wohl der neue Papst. Der Tod von Johannes-Paul II. und die Wahl Kardinal Ratzingers zu Papst Benedikt XVI. haben die Welt verändert. Einerseits befürchten Kritiker durch die Wahl einen Stillstand in der Kirche, andererseits aber ist „Kirche“ seither in Deutschland wieder „in“. Erstmals seit Jahren verzeichnet die katholische Kirche mehr Kircheneintritte als -austritte, die Euphorie im Vorfeld des Weltjugendtages kennt kaum Grenzen und beide Päpste erfreuen sich ungeahnter Sympathien. Dies wird zwar sicher nicht immer so bleiben. Spätestens dann, wenn Benedikt XVI. erstmals eine unpopuläre Entscheidung fällt, wird die Euphorie abebben. Kann es aber wirklich ein Zufall sein, dass genau sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, in dem von den Präsidenten Köhler und Kwasniewski ausgerufenen deutsch-polnischen Jahr ein deutscher Papst Nachfolger eines polnischen Papstes wird? Ich denke nein. Vielleicht hat es etwas mit dem Hl. Geist zu tun, aber es war sicher auch so, dass die Kirche Zeichen setzen wollte.

„2005: Jahr des europäischen Dialogs“ – so lautete der Titel des Leitartikels im letzten

adalbertusforum. Die Wahl von Papst Benedikt ist sicher ein Puzzlestückchen in diesem wohl doch noch schwierigen europäischen Dialog. Während einerseits das europäische Haus in seinem Fundament beschädigt wird – man denke hier an die negativen Volksabstimmungen in Frankreich oder den Niederlanden –, sorgt diese Wahl des neuen Papstes aber andererseits auch für größere deutsch-polnische Verbundenheit. Der alte Papst steht als Symbol für den Niedergang des Kommunismus, der neue Papst soll nun helfen Europa zu bauen. Das wird nicht leicht – Europa stagniert. Die Osterweiterung hat eher den Skeptikern als den Befürwortern Zulauf verschafft. Während man 2004 allerorten feierte, hat Europas politische Elite heute noch immer einen „Kater“ – innenpolitische Probleme in vielen Ländern nicht nur in Frankreich und den Niederlanden werden auf Europa abgewälzt. Auch Deutschland und Polen stehen wohl vor großen Veränderungen. Polen wählt einen Präsidenten und ein Parlament und es besteht durchaus Anlass zur Sorge, dass die Europakritiker Mehrheiten bekommen. Und wenn Deutschland im Herbst wählen sollte, wird es auch hier zu Lande Veränderungen geben – egal ob im Kanzleramt Schröder oder Merkel auf der Klingel steht.

Und was machen wir? In allem Wandel gibt es auch 2005 Kontinuität. **Vom 2. bis 8. August** wird auf der Jugendburg Gemen das **59. GEMENTREFFEN** der Danziger Ka-



ZUM TITELBILD – Wie in jedem Jahr eröffnete uns der große Torbogen zum Abschluss der ehemaligen Zugbrücke nicht nur den Weg in den Burghof der Burg Gemen, sondern auch den Weg hin zu dem vielfältigen Programm aller Generationen, mit dem wir uns der Vielfalt Europas in diesen Tagen des 58. Gementreffens widmeten. Die Vielfalt der Generationen macht diese Zeit dabei auch immer zu einem besonderen Erlebnis: gemeinsames Gespräch und mehr noch das gemeinsame Feiern in weltlichen und im geistlichen Bereich – wie das obere Bild vom Familiengottesdienst, der den Geselligen Abend einleitete, festhält.

tholiken stattfinden, veranstaltet von Adalbertus-Werk e.V. und Adalbertus-Jugend, das in diesem Jahr unter dem Leitwort steht:



1945–2005 DEUTSCHE UND POLEN VON DER FEINDSCHAFT ZUR EUROPÄISCHEN PARTNERSCHAFT

Nachdem wir in den vergangenen Jahren versucht haben, die Europa-Thematik in all ihren Facetten zu bearbeiten, steht damit in diesem deutsch-polnischen Jahr ein deutsch-polnisches Thema vor uns, welches wir in Referaten, Arbeitskreisen und Diskussionen bearbeiten wollen. Seien Sie alle herzlich zur Teilnahme in Gemen eingeladen. Als Einstimmung auf das Treffen finden Sie auf den weiteren Seiten dieser Ausgabe *adalbertusforum* viele Berichte über das 58. Gementreffen.

Damals haben wir von den Ereignissen des Jahres 2005 noch nichts geahnt. Auch nicht gedacht, dass das Jahr 2005 auch für das Adalbertus-Werk e.V. einen Wandel bringen würde. Es sind seit dem 58. Gementreffen leider wieder einige Menschen verstorben, die wir alle auch in diesem Jahr gerne in Gemen begrüßt hätten. Andere sind schwer erkrankt. Ich darf Sie alle bitten diese Freunde in Ihr Gebet einzuschließen. Insbesondere unseren ersten Vorsitzenden Gerhard Nitschke, der in all den Jahren, die es nun das *adalbertusforum* gibt, Ihnen immer einen Leitartikel geschrieben hat. Dass dieser heute von mir geschrieben wird, zeigt Ihnen, dass sich auch im Adalbertus-Werk e.V. Dinge ändern – egal, ob wir uns dies wünschen oder nicht. Die schwere Krankheit von Gerhard Nitschke hat deshalb auch dazu geführt, dass Sie diese Ausgabe erst Mitte des Jahres erhalten.

Gleichwohl: Das Jahr des Wandels hat positive und negative Entwicklungen mit sich gebracht.

Ich wünsche uns allen trotz mancher negativen Schlagzeilen ein gelungenes Gementreffen, gute Diskussionen, Referate, Begnungen und Gottesdienste.

Papst Johannes-Paul II. hat kurz vor seinem Tod einen wichtigen Satz gesagt: „Ich bin froh – seid Ihr es auch!“

Ich wünsche mir, dass wir uns alle nach diesem Leitwort beim 59. Gementreffen wieder sehen.

Wolfgang Nitschke

stellv. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

Groß sein lässt meine Seele den Herrn

GEISTLICHES WORT

Pfarrer Paul Magino

Große Ereignisse haben in den letzten Monaten die Welt bewegt. Über Wochen schauten Christen und Nichtchristen nach Rom. Noch einmal hat Papst Johannes Paul II. Menschen in Bewegung gebracht. Vor allem Jugendliche waren es, die den Weg nach Rom gesucht und gefunden haben, um Abschied zu nehmen. Eine spannende Frage war, wer Nachfolger wird. Auf eine faszinierende Weise hat sich in dieser Zeit die katholische Kirche als Weltkirche gezeigt. Hohe Erwartungen wurden deutlich, das Friedenswerk Johannes Pauls II. weiterzuführen, Erwartungen auch, anstehende und lange schon drängende offene Fragen innerhalb der Kirche nach vorne zu bringen, zu lösen zum Heil der Menschen.

Ein großes Ereignis steht im Sommer an. Hunderttausende Jugendliche aus aller Welt werden in Köln zum XX. Weltjugendtag erwartet. Papst Benedikt XVI. hat sein Kommen zugesagt.

Auch diese Jugendlichen kommen mit hohen Erwartungen, Antworten auf ihre Lebensfragen, Erfüllung ihrer Sehnsüchte und Hoffungszeichen für ihre und der Welt Zukunft zu erhalten. In der Vorbereitung haben der BDKJ und Misereor eingeladen, das Magnifikat als inhaltliche Einstimmung im persönlichen Gebet, bei Gottesdiensten und bei Projekten zu betrachten. Lukas überliefert uns dieses große Bekenntnis Mariens.

Das Magnifikat ist auch für unsere Zeit Herausforderung und Maßstab, wenn wir sehen, wie die Welt sich zeigt mit Terror, Kriegen, Umweltzerstörung, Krankheiten, Ungerechtigkeiten und Vertreibungen. Menschen ohne Arbeit, ohne das tägliche Brot, Jugendliche ohne Ausbildungsplatz, viele bleiben auf der Strecke. Kann uns da Orientierung kommen aus dem Wort Gottes?

Im Zentrum des Magnifikats steht Gottes Handeln in der Welt. „Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten.“ Und so sehen diese Taten aus: Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind, die Mächtigen stürzt er vom Thron, Reiche lässt er leer ausgehen. Was das für die Welt an Hoffnung in sich birgt, macht Maria deutlich.

Sie sagt: Er erhöht die Niedrigen, die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben. Wenn Gott handelt, dann bleibt die Welt nicht, wie sie ist. Der Zustand der Welt und Gottes Ordnung von der Welt entsprechen einander nicht. Auch Maria singt in ihrem Lied gegen die ungerechte Weltordnung, die sie erlebt: Das unterdrücken Mächtige die Armen. Da lassen sich Reiche von ihrer Habsucht bestimmen. Da haben Hungernde nichts zu essen. Für diese Schwachen und Unterdrückten tritt Maria ein, indem sie ihre Stimme erhebt. Sie will Gottes Ordnung für die Welt zum Tragen bringen. Sie hat Vertrauen in ihn und sein Vorhaben mit der Welt. Die Welt, wie sie ist, soll wieder so werden, wie Gott sie von Anfang an haben wollte. Der Theologe Hein Schürmann schreibt dazu: „Das politische Zustandsbild der Welt ist genau das Gegenteil von dem, was Gott sich gedacht hat. Nur eine Revolu-

tion, die von Gott kommt, besser: eine Realität, die mit dem Kommen Gottes kommt, kann da Abhilfe schaffen.“

Was können, was sollen wir tun?

Unser Blick muss weit werden für die Not der Armen auch bei uns und in den Ländern der Dritten Welt. Teilen ist angesagt, auch wenn es schwer fällt. Friede, Gerechtigkeit und die Sorge um die ganze Schöpfung sind unsere alltäglichen

Aufgaben. Da werden die Jugendlichen in Köln nach Wegen suchen und gestärkt nach Hause gehen. Das sind auch die Herausforderungen für die ganze Kirche.

Im Gebet der Vereinten Nationen für unsere Erde wird in anderen Worten Gott angerufen:

Herr, unsere Erde ist nur ein kleines Gestirn im großen Weltall.

An uns liegt es, daraus einen Planeten zu machen, dessen Geschöpfe nicht von Kriegen gepeinigt werden,

nicht von Hunger und Furcht gequält, nicht zerrissen in sinnlose Trennung nach Rasse,

Hautfarbe oder Weltanschauung.

Gib uns den Mut und die Voraussicht, schon heute mit diesem Werk zu beginnen,

damit unsere Kinder und Kindeskindest mit Stolz

den Namen Mensch tragen. Amen



XX. Weltjugendtag Köln 2005

Papst Benedikt XVI. ein Freund der Ostdeutschen

Die katholische Kirche hat einen neuen Papst!

Gewählt wurde in einem der kürzesten Konklave der Geschichte der bisherige zweite Mann nach dem verstorbenen polnischen Papst. Er wird es schwer haben, da niemand an Karol Woityla heranreicht, den großen Papst, dem es gelang, den Kommunismus zu besiegen. In Kardinal Ratzinger, dem Präfekten der Glaubenskongregation hatte er dabei einen aktiven Mitsstreiter.

Es war Ratzinger, der den Marxismus die „Schande des 20. Jahrhunderts“ nannte. Er bekämpfte die Auswüchse der Theologie der Befreiung und hatte den Mut, im Geist des Konzils daran zu erinnern, daß es Kirchen und „kirchliche Gemeinschaften“ gibt, was im Zeitalter der Beliebigkeit und falsch verstandenen Ökumene manchen Widerspruch hervorrief.

Als vertriebener Sudetendeutscher freute ich mich über die Wahl, weil ich beim Hören der Nachricht von seiner Wahl an Ratzingers Predigt beim Festgottesdienst des Sudetendeutschen Tages 1979 in München dachte: „Liebe Brüder und Schwestern aus dem Sudetenland“, begann er damals seine Ansprache und erinnerte an die verlorene Heimat. Er sprach vom „Unrecht der Vertreibung, das 15 Millionen Menschen nach dem Krieg oft unter schrecklichen Begleitumständen widerfahren ist.“ Er fand mutige Worte, wie wir sie in diesem Gedenkjahr an den 60. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges nicht oft hören konnten: „Die Weltöffentlichkeit hört aus vielen Gründen nicht gern davon, es passt nicht in ihr Geschichtsbild hinein,“ sagte Ratzinger damals und verwahrte sich dagegen, das Unrecht um der Versöhnung willen zu verschweigen. Er betonte: „Eine Liebe, die den Verzicht der Wahrheit voraussetzt, ist keine wahre Liebe. Sie hätte ein schlechtes Fundament“. Er erinnerte daran, dass es in der Psychologie bekannt sei, dass Verdrängtes im Menschen weiterwirkt und zur Vergiftung von innen wird. Der Erzbischof von München dankte damals allen – den einzelnen und den Gruppen – die nach allem Erlittenen in den Dienst der Versöhnung traten. Dabei fühlten sich auch die Danziger angesprochen, die als erste nach Kriegsende den Polen die ausgestreckte Hand anboten. Ratzinger nannte den hl. Johannes von Nepomuk eine Brücke der Einheit und der Versöhnung, der bei beiden Völkern beliebt war und der „das Beste böhmischen Wesens verkörperte“. Der Erzbischof von München erwähnte auch den heiligen Bischof Johann Nepomuk Neumann aus dem Böhmerwald und den vertriebenen letzten deutschen Weihbischof von Prag, der ebenfalls diesen Namen trug: den Egerländer Johann Nepomuk Remiger, der in der Gruft des Münchner Doms seine letzte Ruhe fand.

„Das kostbarste Erbe der Heimat ist der

Glaube. Wo er lebt, da ist die Heimat un-
verloren“.

Diese Predigt auf dem Sudetendeutschen Tag war keine Eintagsfliege im pastoralen bischöflichen Wirken des neuen Papstes. Im gleichen Jahr gedachte er damals in Gottesdiensten der hl. Dorothea von Montau in der Münchner St. Michaelskirche und der hl. Hedwig beim Eröffnungsgottesdienstes einer Tagung des Caritasverbandes in München. Bei der Priesterweihe am 30. Juni 1979 stellte er den Neupriestern Maximilian Kolbe vor Augen, den polnischen Mär-



tyrer in Auschwitz, dessen Vater und Mutter in Mähren geboren sind.

Ein Predigtband, den 1981 das Erzbischöfliche Pressereferat unter dem Titel „Christlicher Glaube und Europa“ herausgab, ist Zeugnis, dass Ratzinger schon damals im Geiste Johannes Paul II. Europa als Einheit von Ost und West sah.

In seiner Predigt am 13. September 1980 anlässlich eines Besuches einer Delegation der Deutschen Bischofskonferenz beim polnischen Episkopat würdigt er wahre Kultur nicht nur als eine Kultur des Verstandes, sondern als eine Kultur des Herzens und zeigt auf, dass Europa zugleich immer national und übernational war. „Wie Veit Stoß aus Nürnberg hier in Krakau sein größtes Werk geschaffen hat, so ist Jan Polack aus Krakau in München zu seiner künstlerischen Reife gekommen und hat hier Werke von unvergänglicher Schönheit geschaffen.“ Das sind Worte, die über jedem der Gementreffen der Danziger stehen könnten, hat doch Gerhard Nitschke immer wieder das Völkerverbindende der ostdeutschen Kultur hervorgehoben und durch seine Referentenauswahl gezeigt, dass Nationales und Grenzen und Kulturen überschreiten-

des Supranationales gerade zum Wesen einer Gruppe wie der Danziger gehören.

Für viele war der selbst gewählte Name des neuen Papstes eine Überraschung:

Benedikt XVI. Der letzte dieses Namens, Benedikt XV., war der 1914 gewählte Friedenspapst des Ersten Weltkrieges, der vor allem 1917 mit dem im Vorjahr selig gesprochenen österreichischen Kaiser Karl I. bemüht war, der Selbstzerfleischung der Völker Europas ein Ende zu machen. Die Amerikaner waren noch nicht in den Krieg eingetreten, in Russland gab es noch nicht einmal die Februarrevolution. Auch die Verbündeten Deutschlands und Österreichs in der Türkei und in Bulgarien wollten ein Ende des Krieges. Über die Brüder Kaiserin Zitas waren Kontakte zu Frankreich geknüpft, das ebenfalls Friedensbereitschaft signalisierte. Der Friede scheiterte an der Uneinsichtigkeit Kaiser Wilhelms II. Karl I. hatte ihn in Bad Homburg besucht und einen Tag lang für seine Friedensbemühungen zu gewinnen versucht. Der deutsche Kaiser wollte einen Siegfrieden, keinen Verständigungsfrieden.

Der Papst aber führte seine Friedensbemühungen und seine Versöhnungsbotschaft bis zu seinem Tode 1922 konsequent weiter. Durch die Entsendung eines päpstlichen Vertreters 1917 nach Warschau in der Person von Achille Ratti, der als Pius XI. 1922 sein Nachfolger wurde, stellte er Weichen in Ostmitteleuropa. Nuntius Ratti errichtete das Bistum Riga neu, dessen erster Bischof später Bischof in Danzig wurde. Vor allem trat Benedikt XV. für eine gerechte Behandlung der unterlegenen Staaten ein, deren Demütigung in Versailles, St. Germain, Trianon und Neuilly viel dazu Beitrag, diese Verträge revidieren zu wollen.

Der neue Papst wird wegen seines Alters als ein Übergangspapst gesehen. Als ein solcher galt 1958 auch Johannes XXIII. der dann aber das aggiornamento einleitete und das 2. Vatikanum einberief, das der Kirche ein neues Gesicht gab. Auch Benedikt XV. war nach dem letzten heilig gesprochenen Papst Pius X. ein Übergangspapst, der Weichen stellte.

Aber ist die Geschichte nicht ein einziger Übergang? Spricht das Zweite Vatikanische Konzil nicht von der Kirche als dem pilgernden Gottesvolk, vom Zeichen unter den Völkern?

Kardinal Ratzinger gilt als Hardliner. Ich möchte ihn mit Charles de Gaulle vergleichen. Nur dieser Haudegen, der 1940 nicht kapitulierte, sondern in Afrika weiterkämpfte, konnte es den Franzosen zu muten, 1961 Algerien aufzugeben. Jeder andere wäre darüber gescheitert. Vielleicht – und wir dürfen hoffen – kann auch der neue Papst manches bewegen, was nur ein Mann der Glaubenskongregation, dessen Rechtgläubigkeit unbezweifelt ist, vermag. Es war Benedikt XV., der erklärte, die Kirche sei weder lateinisch, noch griechisch, noch slawisch, sondern katholisch.

Für die Katholizität dieser Kirche wird der neue Papst ein Garant sein.

Rudolf Grulich

EUROPA NACH DER OSTERWEITERUNG:

EINHEIT IN VIELFALT – AUSTAUSCH DER GABEN

58. GEMENTREFFEN DER DANZIGER KATHOLIKEN VOM 28. JULI BIS 2. AUGUST 2004

Fast 200 Teilnehmer nahmen auch im letzten Jahr an dem vom Adalbertus-Werk e.V. und von der Adalbertus-Jugend veranstalteten Gementreffen der Danziger Katholiken teil, das vom 28. Juli bis 2. August 2004 zum 58. Mal in Folge seit 1947 auf der Wasserburg Gemen bei Borken im Münsterland stattfand. Aus dem heutigen Danzig war erneut eine Gruppe von über 50 Gästen angereist, darunter – schon zum fünften Mal in Folge – Frau Grabarek-Bartoszewicz als Vertreterin des Rates der Stadt; außerdem nahmen bereits zum vierten Mal sechs Jugendliche aus Litauen und erstmalig auch drei aus Estland teil.

Das Treffen wurde durch zwei Aspekte besonders geprägt: zum einen durch die in diesem Jahr besonders zahlreiche Schar von Referenten aus neun Ländern, die sich aus der vom Thema her bedingten Struktur des Programms ergab, worauf nachstehend noch näher eingegangen wird; zum zweiten durch die – was sich vor zwei Jahren schon andeutete – nochmals angestiegene Zahl von über 40 Jugendlichen und 15 Kindern, für die wieder zwei separate an der Gesamthematik ausgerichtete Programme von erfahrenen Pädagogen und Jugendleitern gestaltet wurden, über die auch weiter unten im Einzelnen berichtet wird.

In drei großen Schritten war bei den Treffen der Jahre 2001, 2002 und 2003 auf die Thematik der letzten Tagung – der nunmehr vollzogenen EU-Osterweiterung – hingeleitet worden: so standen 2001 die Minderheiten-Problematik, 2002 die Ängste, Hoffnungen und Aufgaben in Zusammenhang mit dem zu erwartenden Ereignis und 2003 der notwendige Prozess des Wandels im aus der Entwicklung der letzten Jahrzehnten bestehenden Ost-West-Spannungsfeld im Mittelpunkt der Beratungen der Gementreffen.

Anliegen der letzten Tagung war es nun, darüber nachzudenken, wie nach der am 1. Mai des Jahres erfolgten Aufnahme von 10 weiteren Staaten in die Europäische Union die „alten“ und „neuen“ EU-Länder miteinander umgehen müssen, damit gemeinsame europäische Zukunft gelingt, das heißt also, sich in gegenseitigem Respekt vor ihrer Geschichte, ihren Traditionen und ihren eigenständigen Kultu-

„Boche, Käcköpp, Szwaby, Autoklauer...“ – Stereotypen und Vorurteile in Europa. Gesprächsforum mit (v. l.): Berit Pleitner, Sebastian Plóciennik, Stephan Erb, Ries Roowaan und Pierre Buhlmann.



ren zu begegnen und sich miteinander auszutauschen. Eine ungeheure Vielfalt an historischen und politischen Entwicklungen, an wirtschaftlichem Potential, aber auch an religiösen, geistigen und kulturellen Traditionen sind nun miteinander verbunden. Es wird Entscheidendes für die Zukunft Europas davon abhängen, dass in dem selbstverständlichen Bemühen um politische Einheit dennoch die Vielfalt des von den einzelnen Ländern in die größere Gemeinschaft eingebrachten Reichtums an eigenen Werten nicht verloren geht und ein gegenseitiges Geben und Nehmen gelingt: ein fruchtbarer „Austausch der Gaben“.

Zu Beginn der Beratungen standen am Donnerstagvormittag zwei einführende Vorträge zu den Themen *Auf dem Weg zu einander – Die besonderen Wurzeln der europäischen Regionen* (PD. Dr. Hans-Jürgen Bömelburg, Warschau) und *Einheit in Vielfalt – Fragen an das künftige europäische Miteinander* (Adam Krzemiński, Re-

dakteur der „Polytika“, Warschau), in denen zum einen die aktuelle Entwicklung Europas in den historischen Kontext gestellt, zum anderen die Chancen und Implikationen des künftigen Miteinanders kritisch hinterfragt wurden.

In vier großen Gesprächsforen mit kompetenten Vertretern aus west- und osteuropäischen Ländern wurden dann von Donnerstagnachmittag bis Samstagvormittag sehr ausführlich und differenziert komplexe Bereiche zu den Grundlagen und Problemen des geistig-kulturellen, sprachlichen und religiösen Austauschs im zusammenwachsenden Europa diskutiert, und zwar unter den Themen:

„Boche, Käcköpp, Szwaby, Autoklauer...“ – Stereotypen und Vorurteile in Europa mit Vertretern aus den Ländern:

- Polen:** Dr. Sebastian Plóciennik, Breslau
Willy-Brandt-Zentrum der Universität, Breslau
- Frankreich:** Pierre Buhlmann, Bonn
Student, Mitglied einer deutsch-französischen Familie
- Niederlande:** Dr. Ries Roowaan, Amsterdam
Deutsch-Niederländische Gesellschaft
- Deutschland:** Dr. Berit Pleitner, Oldenburg
Universität Oldenburg,
Buchautorin zum Thema Stereotypen
- Moderation: Stephan Erb M.A., Berlin
Förderverein für Jugend- und Sozialarbeit Berlin

Fortsetzung Seite 6





Facetten kulturellen Reichtums in Europa – Erwartungen an den künftigen Austausch. Gesprächsforum mit (v. l.): Berit Pleitner, Adam Krzemiński, Gerhard Nitschke, Blanka Mouralova, Ilmar Tuomainen.

Facetten kulturellen Reichtums in Europa – Erwartungen an den künftigen Austausch

mit Vertretern der Länder:

- Tschechien:** Blanka Mouralova M.A., Berlin
Direktorin des Tschechischen Kulturinstituts
- Polen:** Adam Krzemiński, Warschau
Redakteur der Wochenzeitschrift *Polytika*
- Frankreich:** Dr. Berit Pleitner, Oldenburg
Universität Oldenburg
- Finnland:** Botschaftsrat Ilmar Tuomainen, Helsinki
Mitarbeiter des finnischen Außenministeriums
- Moderation: Dipl.-Ing. Gerhard Nitschke, Düsseldorf
Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

Zwischen Kommunikations- und Identifikationsstiftung – Die Vielfalt europäischer Sprachen

mit Teilnehmern aus:

- Polen:** Beata Pokrzepowicz-Meyer, Danzig
Dozentin an den Universitäten Danzig und Bielefeld
- Estland:** Mati Sirkel, Tallinn
Verband der estnischen Schriftsteller
- Luxemburg:** Prof. Dr. Nico Weber, Köln
Fachhochschule Köln – Inst. für Translation und Mehrsprachige Kommunikation
- Deutschland:** Dr. Thilo von Trotha, Königswinter
Akademie für Redenschreiber
- Moderation: Wolfgang Nitschke M.A., München
Journalist

Austausch der Gaben: Der notwendige Dialog der Kirchen Europas

- Impulsreferat: Pater Diethard Zils OP, Brüssel
Europäisches Zentrum der Dominikaner
- Gesprächsteilnehmer: Weihbischof Dr. Wojciech Polak, Gnesen
Römisch-Katholische Kirche in Polen
- Konsistorialrat Dr. Arne Hiob, Tallinn
Evangelisch-Lutherische Kirche in Estland
- Pfarrer Myron Molczko, Bielefeld
Unierte-Ukrainische Kirche in Deutschland
- Moderation: Pfarrer Paul Magino, Wendlingen
Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes e.V.

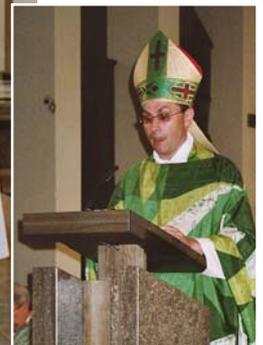
Sinn dieser vier Gesprächsforen war es – und das ist die Begründung für die in diesem Jahr zahlreichere und damit auch finanziell etwas aufwendigere Schar von Re-

ferenten –, diese Themenbereiche nicht in konventioneller Weise in jeweils einem Vortrag abhandeln zu lassen, sondern in differenzierten Dialogen mit einer Reihe von kompetenten Fachleuten aus den „alten“ und „neuen“ EU-Ländern breit und auch kontrovers zu diskutieren, damit wirklich in den unterschiedlichen Beiträgen der Referenten *Einheit in Vielfalt* sichtbar und *Austausch der Gaben* möglich wurde und vor allem Perspektiven für die gemeinsame Zukunft erhellt werden konnten. Das Ergebnis – das hier nicht detailliert dargestellt werden kann – war in allen vier Themenbereichen von einer beeindruckenden Fülle an Informationen und zukunftsweisenden Meinungen, hervorgerufen vor allem durch die außerordentliche Kompetenz der Gesprächspartner. Leider wurde die Tagung überschattet durch die am ersten Tag eingehende Nachricht vom plötzlichen Tod von Prof. Dr. Joseph Rován, des großen Wegbereiters der deutsch-französischen Aussöhnung, der seine Mitwirkung am ersten und zweiten Gesprächsforum zugesagt hatte.

Der spontanen Bereitschaft von Frau Dr. Pleitner und Pierre Buhlmann, als Ersatzreferenten einzuspringen, ist es zu danken, das die beiden Foren in der beabsichtigten Meinungsvielfalt durchgeführt werden konnte. Dagegen litt leider das vierte Forum etwas an der durch Krankheit bedingten sehr kurzfristigen Absage der beiden von Seiten der Orthodoxen Kirche und der Aktion *Renovabis* eingeladenen Referenten, die nicht mehr ersetzt werden konnten. Am Sonntagmorgen zelebrierte Weihbischof Dr. Wojciech Polak aus Gnesen/Polen – der auch am vierten Forum mitwirkte und dessen Anwesenheit als „Abgesandter“ von der Grabesstätte des hl. Adalberts mit großer Freude aufgenommen wurde – gemeinsam mit sechs weiteren Priestern aus Ost- und West das **Festhochamt**. Es folgte die **Stunde der Gemeinschaft**, in die sich die einzelnen Gruppen der Tagung erneut mit der Vorstellung ihrer Arbeitsergebnisse einbrachten. Den Schlussakzent setzte dann am Nachmittag der Philosoph Prof. Dr. Jan



Weihbischof Dr. Wojciech Polak beim Festhochamt in der kath. Christus-König-Kirche zu Gnesen.



Sokol, Prag (im vorigen Jahr tschechischer Präsidentschaftskandidat) mit seinem Referat in der **Festlichen Stunde** zum Thema: **Die Verantwortung des geeinten Europas in der globalisierten Welt**. Er wandte sich eindeutig gegen die „Verteufelung“ der Globalisierung, sondern deutete sie als „Mondialisierung“, die in der jüdisch-christlichen Tradition ihre Wurzeln habe und vor allem den europäischen Christen besondere Verantwortung für die Zukunft auflege. Das Programm bot außerdem wieder zwei beeindruckende kulturelle Veranstaltungen: einen **Leseabend mit dem Danziger Autor Stefan Chwin**, in dem der Dichter des Romans „Hanemann“ (deutsche Übersetzung: „Tod in Danzig“) Einblick in sein Werk gab, sowie einen Abend mit dem Titel: **Johann Gottfried Herder, Lesungen aus den Sammlungen europäischer Dichtung und Liedern aus deren Vertonungen**, gestaltet von Viola Nitschke-Wobbe M.A., Frankfurt am Main, sowie am Freitagabend den traditionellen „**Geselligen Abend**“ mit vielen erheiternden Beiträgen der drei anwesenden Generationen, der erneut alle Teilnehmer in einer großen feiernden Gemeinschaft vereinte.

Wie schon oben erwähnt, standen auch diesmal neben dem Hauptprogramm die zwei **Parallelprogramme II und III** für die über 55 teilnehmenden Jugendlichen und Kinder aus vier Ländern: Deutschland, Polen, Litauen und Estland. Die Kinder widmeten sich in diesem Jahr dem Schatz der „**Lieder, Tänze und Spiele in Europa**“, aus dem sie am Sonntagvormittag manche Kostbarkeit darboten. Erneut entfachte das Jugend-Programm große Begeisterung, in dem binnen drei Tagen unter professioneller Anleitung eine sechsstufige Ausgabe einer **Europa-Zeitung „GemNews“** erarbeitet wurde, deren Präsentation am Sonntagvormittag in der „Stunde der Gemeinschaft“ erfolgte.

Schon zum neunten Mal stand am Samstagnachmittag auch wieder eine „**Besichtigungsfahrt für die ausländischen Gäste**“ auf dem Programm. Sie führte diesmal in die 700 Jahre alte **Stadt Billerbeck** und zur **Benediktiner-Abtei Gerleve**, beides bedeutende Kultur-Stätten des Münsterlandes. Die Teilnehmer der Fahrt erhielten wieder einen zweisprachigen Begleitprospekt, dessen Erstellung und Übersetzung, wie auch die Vorbereitung und Leitung der Fahrt durch Frau Brigitte Ordowski, unter sprachlicher Hilfe zweier seit mehreren Jahren engagierter polnischer Gäste erfolgten.

Nicht Beratungen, Gespräche und Diskussionen allein gehörten traditionsgemäß zum geistigen Konzept des Gementreffens, sondern auch die Zeiten der Stille, der Besinnung, der Begegnung mit Gott. So wurde auch diesmal wieder der Tageslauf unterbrochen durch das Morgen- und Abendgebet, die mittägliche Rosenkranzmeditation, und vor allem durch die täglichen Gottesdienste, gestaltet mit jeweils unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten und mit Gebetstexten in verschiedenen Sprachen – besonders der deutschen und der polnischen – gemeinsam zelebriert von den an-



Leseabend mit dem Danziger Autor Stefan Chwin, mit der Übersetzerin Beata Pokrzeptowicz-Meyer und Gerhard Nitschke.

wesenden Priestern. Neben dem schon erwähnten Festhochamt am Sonntag war wieder der **Ökumenische Wortgottesdienst** am Samstagabend ein spiritueller Höhepunkt, diesmal unter dem Leitwort „**Babylon und Pfingsten**“, erneut gestaltet im großen Innenhof der Burg. In Lesungen, Liedern, Gebeten und symbolischen Zeichen fand insbesondere die diskutierte Vielfalt der Sprachen ihren Niederschlag, die Frage nach der verbalen und geistigen Verständigung in Europa, die der mitwirkenden Kraft des Heiligen Geistes bedarf.

Auch das 58. Gementreffen hat sicher mit seinem reichhaltigen Programm und dessen Umsetzung wieder – im Sinne der Förderungsrichtlinien des BMIs – einen gewichtigen Beitrag geleistet „zur Förderung des friedlichen Miteinanders mit den Völkern Ostmittel-, Ost- und Südosteuropas“.

Es war erneut geprägt von einer offenen und herzlichen Atmosphäre zwischen den Teilnehmern und Referenten aus den verschiedenen Nationen, aber auch unter den unterschiedlichen Generationen, was bei der diesjährigen Anwesenheit von fast ei-

nem Drittel der Teilnehmer im Alter von unter 30 Jahren von besondere Bedeutung war. Diese Tatsache widerspricht im Übrigen eindeutig der oft geäußerten Anschauung, dass die Anliegen der aus dem ehemals deutschen Osten stammenden Menschen nur noch von der aussterbenden Generation vertreten werden: es kommt eben auf die Zielrichtung dieser Anliegen an und auf die Geisteshaltung, mit der man sie vertritt, ob junge Menschen sich mit diesen identifizieren können. Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend haben hier keinerlei Sorgen oder Probleme.

Mit Freude konnte man auch erneut – nun schon zum 15. Mal nach der „Wende“ – die Begegnung zwischen den aus Danzig stammenden ehemaligen und den wieder in großer Zahl angereisten heutigen Danzigern wahrnehmen. Sie ist auf der Burg Gemen – die manche der jährlich anreisenden Gäste aus Danzig inzwischen auch schon als ein „Stückchen Heimat“ bezeichnen – zur Normalität geworden, für die meisten ist sie ein Begegnungsort unter Freunden.

Gerhard Nitschke



Ökumenischer Wortgottesdienst.

Auf dem Weg zueinander – Die besonderen Wurzeln der europäischen Regionen

Referent: Dr. Hans-Jürgen Bömelburg, Warschau

Das Eröffnungsreferat des 58. Gementreffens hielt Privatdozent Dr. H.-J. Bömelburg. Seine umfassende Darstellung der Wurzeln der europäischen Regionen soll im Folgenden eine gekürzte Wiedergabe finden:

Europa setzt sich aus Regionen zusammen und lebt in diesen Großregionen. Eine solche Aufteilung in Großregionen dient einer Strukturierung europäischer Geschichte und Kulturräume. Da mit weisen Definitionen immer auch eine Bestimmung der eigenen nationalen Herkunft und Rolle sowie ein Verständnis von Europa verbunden war, haben Historiker und Publizisten über Jahrhunderte Modelle europäischer Großregionen vorgelegt, die zeitweise kulturell akzeptiert, in der Mehrzahl jedoch umstritten waren.

In der älteren europäischen Tradition dominierte über Jahrhunderte eine Teilung zwischen Süden und Norden, wurde Europa südlich und nördlich der Alpen verstanden. Diese Aufteilung dominierte durch das gesamte Mittelalter bis ins 17. Jahrhundert; aus dieser Perspektive lagen Polen oder Russland im Norden; Peter der Große als „nordischer Herrscher“ oder der große Nordische Krieg“, der nach unserem heutigen Verständnis in Osteuropa stattfand. Diese Bezeichnungen und Begriffe stammen aus dem späten 17. und 18. Jahrhundert und belegen, wie lange diese Aufteilung in Süden und Norden auch entgegen den Himmelsrichtungen der modernen Kartographie die Köpfe der Menschen beherrschte.

Eine Vorstellung vom Osten Europas als

Flaggen der 25 EU-Mitgliedstaaten am Vorabend der Erweiterung in Dublin.



eines eigenen Kulturraums entstand erst im 18. Jahrhundert und war von Beginn an tendenziell negativ besetzt: Osteuropa wurde seit der Aufklärung als ein weniger zivilisierter, ein weniger kulturell verfeinerter Teil Europas verstanden. Dort beherrschte eine vorkulturelle Mischung von Leibeigenschaft und ursprünglicher Freiheit, von Grausamkeit und sentimentaler Kindlichkeit die Gemüter der Bewohner.

In diesem Kontext ist eine Stereotypie zu verorten. Die dieses neue Bild des Ostens auch national verortete: Etwa „polnische Wirtschaft“, als eine durch und durch negative Charakteristik eines durch Rückständigkeit geprägten Teils des östlichen Europa, tauchte erstmals in der preußischen Beamtenkorrespondenz über die erste Teilung

Polen-Litauens auf: In die deutsche Schriftsprache eingeführt wurde der Begriff von dem deutschen Aufklärer und Republikaner Georg Forster. Dr. Bömelburg hob hervor, dass auch in England und Frankreich um 1800 das Bild vom Osten Europas nicht besser aussah.

Aus diesem Bild- und Klischeereservoir stammen die Vorstellungen eines überfeinerten romanischen Südens, des germanischen Nordens und des slawischen Ostens im 19. Jahrhundert. Gegen solche stereotypen Vorstellungen entwickelten ungarische Wissenschaftler und der polnische Historiker Oskar Halecki ein neuartiges Konzept von „Ostmitteleuropa“: Einer Region, in der sich Christentum und Zivilisation später als im Süden und Westen Europas durchgesetzt hätten. Die Großregion wurde dabei als „kontinentale Mitte“ Europas definiert.

Historisch habe Ostmitteleuropa insbesondere die Funktion einer „Schutzmauer“ gegen Bedrohungen aus dem Osten wahrgenommen. Die negativ besetzte Vorstellung des Ostens“ wurde so gewissermaßen an die östlichen Nachbarn weitergereicht, ein Phänomen, das in der modernen Geschichte Europas verbreitet ist.

Der Begriff „Ostmitteleuropa“ hat sich im angloamerikanischen (East Central Europe) und auch im deutschen Sprachraum in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert durchgesetzt. Die moderne Kulturgeschichte definiert etwa mit Klaus Zernack die Region strukturell als einen Raum, in dem neben den Nationalkulturen seit dem Mittelalter gleichberechtigt Deutsche, Juden und Russen miteinander gelebt hätten und die sich als eine spezifische Kontakt-, Transfer- und Übergangszone zwischen europäischem Westen und Osten entwickelt habe.

Zu einem so verstandenen „Ostmitteleuropa“ gehören beinahe alle Staaten, die am 1. Mai 2004 der erweiterten Europäischen Union beigetreten sind – von Nord nach Süd die baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen. Polen, Tschechien und die Slowakei sowie Ungarn und Slowenien. Gefragt werden soll im Folgenden; welche politischen Traditionen und welches kulturelle Erbe diese Nationen der Großregion in die neue Europäische Union mitbringen.

Einige zentrale Traditionsstränge stellte der Referent vor, ohne dabei Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen. Es wird 1. um Reiche und Vielvölkerstaaten als prägendes politisches Element der Vergangenheit der Großregion gehen; 2. um ein spezifisches Gemisch einer konfessionellen Toleranz und einer Spätkonfessionalisierung und 3. um einen ostmitteleuropäischen emanzipatorischen Nationalismus. Weiterhin möchte er 4. den momentanen ostmitteleuropäischen Blick auf Flucht und Vertreibung skizzieren; 5. einige Wesenszüge ostmitteleuropäischer partizipativer Tradi-

tionen und demokratischer Öffentlichkeiten hervorheben sowie schließlich 6. ostmitteleuropäische Visionen und Vorstellungen Europas skizzieren. Dieses entworfene Bild der Traditionen einer Großregion „Ostmitteleuropa“ wird notwendig fragmentarisch bleiben.

Reiche und Vielvölkerstaaten als ostmitteleuropäischer Traditionsbestandteil

Alte ostmitteleuropäischen Nationen haben über Jahrhunderte in größeren, teilweise auf Integration angelegten Verbänden gelebt die übernationale Reichsstrukturen entwickelten. Als solche Strukturen können die Habsburgermonarchie, Polen-Litauen, das Moskauer und das Osmanische Reich aufgefasst werden. Die Entstehung dieser Verbände besitzt in erster Linie außenpolitische Hintergründe: Im Verlauf einer ersten Welle der Globalisierung bereits im 15. Jahrhundert mussten sich die ostmitteleuropäischen Gesellschaften nach außen behaupten und eine Machtkonzentration zum Schutz nach außen anstreben.

In diesen Reichsstrukturen formierten sich übernationale Institutionen und Verfahrenswege, die vielfach von anders- oder nationalen Eliten geprägt wurden. Hinzu trat eine Dominanz von Reichssprachen, die von den Volkssprachen abwichen und Kommunikationsmittel breiterer Schichten wurden – das Lateinische, Polnische und Deutsche – sowie eine Trennung zwischen Hoch- und Nationalkultur, die auch die geschichtliche Erfahrung der beteiligten Nationen prägen konnte.

Gefragt werden kann, was von diesen „reichlichen“, übernationalen Traditionen in der kollektiven Erinnerung der jeweiligen nationalen Öffentlichkeiten lebendig blieb, weiter wirkte oder vielleicht bei Bedarf wieder belebt werden kann. Einerseits sicherlich gewisses Wissen über ein größeres, übernationales Beziehungsnetz, das von Lubljana oder Prag nach Wien, aus Bratislava nach Wien oder Budapest oder aus Wilna nach Krakau und Warschau reichte. Später treten ähnliche Beziehungsnetze von Lemberg und Krakau nach Wien oder auch von Łódź nach Petersburg an die Stelle älterer Kommunikationskanäle. Die Vergangenheit kann unmittelbar als Teil eines europäischen Beziehungsnetzes erinnert werden.

In der national geprägten Erinnerung werden die ältere Vergangenheit und die Reichsstrukturen oft als konfessionelle, politische und nationale Zwangsstrukturen aufgefasst, die Gegenreformation in Böhmen und Mähren kann als Durchsetzung deutsch dominierter Zentralinstitutionen gegen tschechische Widerständigkeit gedeutet werden, die Akkulturation der Eliten Polen-Litauens kann als Polonisierung der litauischen oder ruthenischen kulturtragenden Schichten aufgefasst werden.

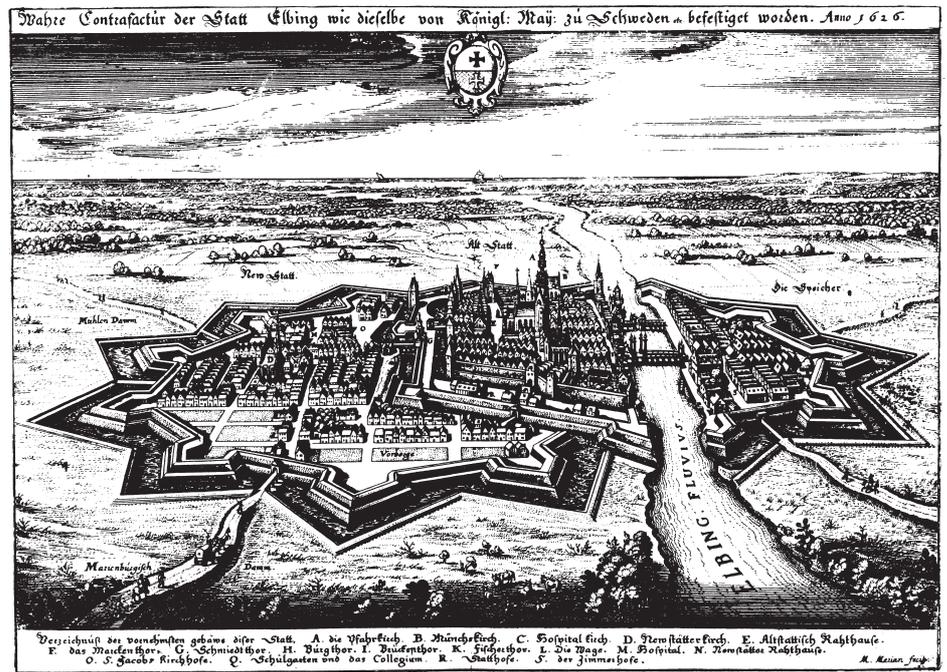
Solche Kategorisierungen und Interpretationsmuster der eigenen Vergangenheit besitzen auch eine Bedeutung für die Wahrnehmung moderner übernationaler Institutionen, nämlich den Einrichtungen und Insti-

tutionen der Europäischen Union in Brüssel oder Straßburg. Werden diese eher als Institutionen des Auftrags oder als undurchschaubare Zwangsinstanzen in Anlehnung an institutionelle Erfahrungen der älteren Geschichte aufgefasst? Solche Einschätzungen können sich unter dem Eindruck kultureller und mentaler Traditionen verschieben bzw. wiederbelebt werden.

Das Erbe vergangener Reichsstrukturen in Ostmitteleuropa ist also vielfach ambivalent: Je nach Situation kann es als eine leichtere Aufnahme eines europäischen Zusammenhangs oder als Misstrauen gegen übernationale, mit Macht ausgestattete Zentralinstanzen hervorscheinen. Solche Reflexe in den ostmitteleuropäischen Gesellschaften können von Publizisten wie Politikern auch bewusst hervorgebracht werden.

um 1600 wurde nach 1650 eine Dominanz des Luthertums im öffentlichen städtischen Raum, die nur durch die Zugehörigkeit der Polen-Litauen abgemildert wurde, zum Beispiel das frühneuzeitliche Danzig, erkennbar. Zugleich verhinderte die Spätkonfessionalisierung außerhalb der Eliten eine Dechristianisierung, wie sie etwa in den westeuropäischen Gesellschaften des 19. und frühen 20. Jahrhundert fortschritt. Diese Tatsache sowie das Scheitern der kommunistischen Atheismus-Propaganda bedeutet für die ostmitteleuropäischen Gesellschaften der Gegenwart, dass diese – wohl mit Ausnahme der tschechischen Gesellschaft – in einem erheblich höheren Maße von einem lebendigen und praktizierten Christentum geprägt sind als ihre westeuropäischen Pendanten.

Als das vielleicht am stärksten problemati-



Elbing (1626)

Konfessionelle Toleranz und Spätkonfessionalisierung

Ein über ein halbes Jahrtausend andauerndes Zusammenleben von mehreren Konfessionen und sogar Religionen ist gesamt-europäisch ausschließlich ein Charakteristikum Ostmittel- und Südosteuropas. Infolge vielfältiger Migrations- und Überschichtungprozesse lebten hier seit dem 14. Jahrhundert Christen, Juden und sogar muslimische Tartaren – man denke etwa an manche Regionen in Litauen sowie Katholiken und orthodoxe Bevölkerungen nebeneinander. Nach der Reformation begünstigte dieses lebensweltliche Nebeneinander im 16. Jahrhundert eine europaweit einmalige Toleranzkultur. Genannt werden können hier um 1600 auch Städte wie Danzig, Elbing oder Thorn in denen Lutheraner, Reformierte und Katholiken miteinander lebten und Juden und Mennoniten zumindest toleriert wurden. Nachbarschaften, die es zu dieser Zeit in fast keiner westeuropäischen Stadt mehr gab.

Aus dem Nebeneinander der Konfessionen

sche Erbe dieser Spätkonfessionalisierung kann in gemischtkonfessionellen und -nationalen Regionen eine stereotype Verbindung von Konfession und Nation aufgefasst werden, wobei durch das ganze 19. und frühe 20. Jahrhundert die Grenzlinie etwa zwischen protestantischen Deutschen und katholischen Polen oder zwischen katholischen Polen und unierten Ukrainern wuchs.

Emanzipatorischer Nationalismus und Nationalstaatsgründungen

Das historische Gedächtnis aller ostmitteleuropäischen Nationen ist von modernen Nationalbewegungen geprägt, denen es seit 1918 oder erst 1990/91 gelang, moderne Nationalstaaten zu schaffen. Im Unterschied zu den westeuropäischen Nationalismen des 19. und 20. Jahrhundert, die sich in erster Linie gegen vermeintliche äußere Feinde richteten und die Gesellschaften in die Weltkriege hineintrieben, besitzen die ostmitteleuropäischen Nationalismen eine erheblich stärkere emanzipatorische und partizipative Komponente. Die National-

bewegungen ermöglichten eine Beteiligung auch der weiblichen Hälfte der Gesellschaften und sicherten nach ihrem Sieg das Frauenwahlrecht in den ostmitteleuropäischen Staaten.

Unterstrichen wird dieses emanzipatorische Potential der Nationalbewegungen aktuell durch die Rolle, die nationale Organisationsformen und Öffentlichkeiten in den Revolutionen gegen die kommunistischen Strukturen spielten. Nationale Befreiungsbewegungen, Verbände und Parteien organisierten den Transformationsprozess der letzten 15 Jahre. Schließlich richteten sich alle Nationalbewegungen auch gegen einen vorgeblich überproportionalen Einfluss jüdischen Kapitals und jüdischer Wirt-

wird übersehen, dass zeitgleich in Ostmitteleuropa in der Tschechoslowakei eine auch international vorbildliche friedliche und zivile Trennung von zwei Nationen gelang. Dies spricht entschieden für die These, dass die ostmitteleuropäischen Gesellschaften im Kern nicht nationaler als westeuropäischen Partner sind.

Ethnische Säuberungen und Vertreibungen

Ostmitteleuropa ist die Großregion, die im 20. Jahrhundert in Europa in erster Linie Schauplatz von ethnischen Säuberungen und Vertreibungen war. Vor der Roten Armee flohen Millionen Deutsche 1945 aus Ostpreußen, Danzig, Pommern und

Schlesien. Schließlich wurden mit Billigung der alliierten Siegermächte nach Kriegsende mehrere Millionen Deutsche sowie auch Ungarn aus Polen und der Tschechoslowakei vertrieben.

Seit Mitte der 1990er-Jahre gibt es eine breite wissenschaftliche Erforschung und publizistische Darstellung der ethnischen Säuberungen, an der sich neben deutsch- und englischsprachigen Autoren auch alle Nationalhistoriographien der Region beteiligen.

Als Konsens kann heute gelten, dass es, wie Karl Schlögel formulierte, „keine europäische Geschichte des 20. Jahrhundert ohne die Erzählung von Flucht, Umsiedlung und Vertreibung geben“ kann. Dies gilt in besonderem Maße für die Großregion Ostmitteleuropa.

Allerdings sind die jeweiligen nationalen und populären Erzählungen zu dem Thema höchst unterschiedlich. Die in den lebensgeschichtlichen Erinnerungen und der deutschen Öffentlichkeit verbreitete Version lautet etwa so: Mit dem Einmarsch der Roten Armee floh die Bevölkerung vor den Gräueltaten der Sieger. Seit Sommer 1945 wurde schließlich die verbliebene deutsche Bevölkerung östlich von Oder und Neiße von den Vertreiberstaaten – in erster Linie

Polen und der Tschechoslowakei – vertrieben. Dem steht folgende polnische Version gegenüber: Seit 1939 wurden polnische Staatsbürger von den Besatzungsmächten Deutsches Reich und Sowjetunion vertrieben, deportiert und ermordet. 1945 flohen die Deutschen, und der verbliebene Rest der Bevölkerung wurde auf Geheiß der Alliierten ausgesiedelt, wobei es infolge des Nachkriegschaos und Handlungen einer kriminellen Schicht von Polen zu Exzessen kam. Schließlich noch die tschechische Variante: Infolge des Verrats der deutschen Bevölkerung und den Gräueltaten der nationalsozialistischen Herrschaft wurde die deutsche Minderheit nach 1945 abgeschoben, da sie ihr Gastrecht in den tschechischen Ländern verwirkt hatte.

Die Gewissheit und Ausschließlichkeit dieser jeweils voneinander stark abweichenden beinahe rituellen Erzählungen sind durch die Veröffentlichungen der letzten Jahre nachhaltig erschüttert worden. Hier liegt ein Ergebnis der intensiven Kommunikation zwischen den verschiedenen nationalen Öffentlichkeiten. In den Vordergrund rückte durchweg stärker das individuelle Schicksal.

Ein Ergebnis der stärkeren Einbeziehung ostmitteleuropäischer kultureller Erinnerung in die Vertreibungsdebatte ist sicherlich eine stärkere Pluralität der Erinnerungen. Am Beispiel des deutsch-polnischen Dialogs gesprochen: In der deutschen Öffentlichkeit werden die polnischen Opfer des Zweiten Weltkriegs heute deutlicher als noch vor zehn Jahren wahrgenommen, umgekehrt thematisiert auch die polnische Literatur und Publizistik die Vertreibung der Deutschen intensiver. In dieser Situation ist es nicht auszuschließen, dass die neue Nähe innerhalb der Europäischen Union und die Konfrontation unterschiedlich geprägter Öffentlichkeiten auch vorübergehend neue Reibungsflächen schafft und traditionelle Klischees voneinander verfestigt.

Partizipative Traditionen und demokratische Öffentlichkeiten

Die ostmitteleuropäischen Gesellschaften, insbesondere die historischen Nationen der Polen, Böhmen und Ungarn, besitzen starke Traditionen öffentlicher Mitbestimmung, tradierte Prozeduren politischer Willensbildung und ein entwickeltes System einer „Staatsbürgergesellschaft“. Traditionen einer adligen Demokratie in Polen und Ungarn wie Erfahrungen einer politischen Widerständigkeit und Meinungsbildung in Böhmen und Mähren bilden ein historisches Kapital, das den modernen Institutionen und Prozeduren der drei genannten Nationen zugrunde lag und auch in die Staatlichkeit der jüngeren ostmitteleuropäischen Nationen einfluss. Bemerkenswert ist, dass Anlehnungen an die angloamerikanische „civil society“, wie etwa in der deutschen politischen Diskussion der letzten Jahre, im ostmitteleuropäischen Raum weitgehend entbehrlich waren und sind, da ein reicher Traditionsbestand älterer frühparlamentarischer und staatsbürgerlicher Überlieferungen vor Ort existiert.



„Das europäische Gleichgewicht“, Lithographie von Honoré Daumier, 1867.

schaftskraft in Gesellschaft und wirtschaftlichem Alltag.

In den letzten 15 Jahren stehen die ostmitteleuropäischen Nationen in der gesamteuropäischen Öffentlichkeit vielfach unter einem generellen Nationalismusverdacht. Sie müssen jedoch vor dem Hintergrund historischer Erfahrungen und Ängste vor einer Benachteiligung in übernationalen Machtstrukturen gelesen werden.

Schließlich überlagert in der westeuropäischen Öffentlichkeit auch bis heute der als „osteuropäischer Konflikt“ interpretierte Jugoslawienkrieg die Wahrnehmung. Dabei

Ostmitteleuropäische Visionen von Europa

Bereits die älteren europäischen Einigungsbestrebungen und Europabewegungen besaßen durchweg eine ostmitteleuropäische Dimension. So schöpfte insbesondere die Paneuropabewegung Richard von Coudenhove-Kalergis in den 1920er-Jahren ihre Kraft zu einem erheblichen Teil aus einer erneuerten Vision des habsburgischen Mitteleuropa und fand in Ungarn und anderen ehemaligen Teilen der Habsburgermonarchie Resonanz. Andererseits blieb die Beteiligung in der polnischen Gesellschaft an der Paneuropabewegung gering, da man in dem Projekt eine Rückkehr zu einem deutsch dominierten Europa der konservativen Eiligen sah.

Eine besondere Stärke der modernen ostmitteleuropäischen Visionen von Europa liegt in einem ganzheitlichen Blick auf Europa, der auch die östlichen Nachbarstaaten wie das eigentliche Osteuropa nicht ausklammert. In diesem ostmitteleuropäischen Blick nach Osten ist die traditionelle Vorstellung einer Kulturscheide zwischen westlichem und östlichem Christentum gänzlich aufgehoben, da hierdurch zusammenhängende historische Kulturräume und Lebenswelten durchschnitten würden. In einer solchen Integration auch der Belange des östlichen Europa kann eine Perspektive einer produktiv verstandenen Übergangs- und Transferregion Ostmitteleuropa liegen, einer Großregion, die offen auch die Integration des östlichen Nachbarstaaten ins Auge fasst und dieses Anliegen auf gesamteuropäischer Ebene vertritt.

In diese Richtung deuten etwa die fehlenden ostmitteleuropäischen Ängste vor einer Migration aus dem Osten, eine zwanghafte Vorstellung, die zeitweise die gesamte deutsche Öffentlichkeit lähmte. Ängste vor einer Einwanderung aus Weißrussland oder der Ukraine fehlen in Polen oder Ungarn weitgehend, beiseite muss man hier nur den Sonderfall Estlands und Lettlands lassen, wo starke russische Minderheiten leben. Migration nicht als Schreckensbild, sondern als Chance, auch ein ostmitteleuropäischer Beitrag zu einem neuen Europa.

Eine Durchlässigkeit der Grenzen zwischen der Europäischen Union und dem Bezirk Kaliningrad liegt im wohlverstandenen Eigeninteresse litauischer und polnischer Politiker. Ein nach Osten offenes Europa kann eine Vision und ein konkretes Projekt für die neuen ostmitteleuropäischen EU-Mitgliedstaaten darstellen.

Fazit: Insgesamt weist das neue institutionelle Europa nach der Integration Ostmitteleuropas veränderte Strukturen und Traditionen auf, die sich in der Idee Europa niederschlagen können. Historisch ist Ostmitteleuropa durch eine Vielfalt und Multi-zentralität wie durch erhebliche Entwicklungsunterschiede geprägt. Es gehört wenig Prophetie dazu, festzustellen, dass auch das neue Europa vielfältiger, aber zugleich auch von stärkeren Entwicklungsunterschieden geprägt sein wird.

Reinhard Juttner

Europa: Einheit in der Vielfalt

Adam Krzemiński, Warschau

Auszüge aus der Rede beim Gementreffen 2004



Europa vereinigt sich seit Jahrtausenden, und zugleich zerfällt es immer wieder. Die dabei entstehenden Imperien bekamen ihre Sprengkammer eingebaut, lange bevor sie ihren Zenit überschritten. Das ging mit dem Imperium Romanum ebenso wie mit dem Heiligen Römischen Reich, ehe ihm im 15. Jahrhundert die Deutsche Nation hinzuge-dichtet wurde, und später den Reichen Napoleons, der Habsburger, der Hohenzollern, der Romanows, ganz zu schweigen von denen Hitlers und Stalins. Wird es auch der Europäischen Union so gehen, der soeben – am 1. Mai 2004 – zehn neue Mitglieder ohne große Paukenschläge und Trompetenstöße beigetreten sind?

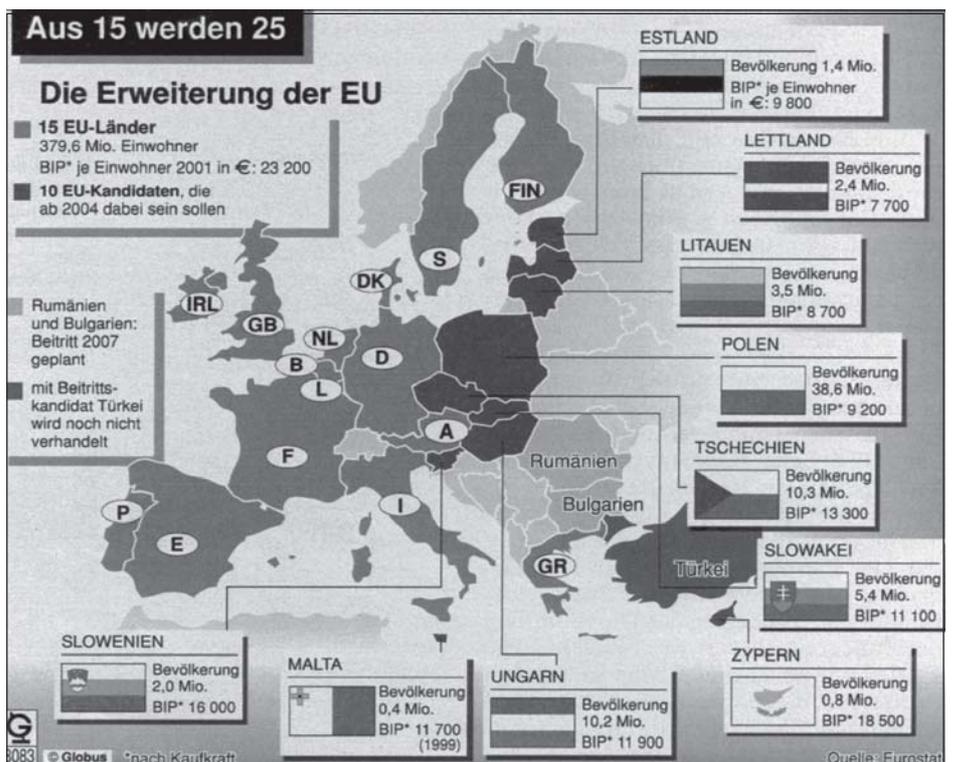
Die EU ist kein Reich, kein Kaiser vereinigte die Königreiche und Herzogtümer, kein Tyrann zwang die Regierenden der

Teilstaaten zur Kreuz- und Querheirat über die Grenzen hinaus, damit seine Vasallen zu einer Familie gerinnen. Die EU ist eine *res publica europeana in statu nascendi* oder zu Deutsch – eine europäische Republik im Werden, wobei dieser Werdegang im 21. Jahrhundert keine ganz klaren Umriss hat. Wir wissen ja nicht einmal, wo die Grenzen dieser EU-Republik liegen. Sind es die Außengrenzen der Mitgliedstaaten? Die decken sich aber weder mit der Euro- noch mit der Schengen-Zone. Und was wird werden, wenn die einen demnächst die EU-Verfassung frei und voll bewusst annehmen und die anderen sie ablehnen? Oder wenn der Streit des Jahres 2003 zwischen dem „neuen“ (sprich: proamerikanischen) und dem „alten“ (sprich: amerikakritischen) Europa sich noch vertieft, etwa wegen der Ostpolitik der EU gegenüber Russland und der Ukraine?

Dass die EU keine in sich kohärente Entität ist, sieht man insbesondere in der Öffentlichkeit. Wir kommunizieren weitgehend national miteinander. Es sind nicht nur die Sprachen, die uns trennen. Hand aufs Herz, welcher Deutsche liest regelmäßig österreichische Zeitungen, wenn er es nicht beruflich muss? In Bayern schaut man vielleicht gelegentlich das österreichische Fernsehen, aber doch nicht, weil man sich tagtäglich über österreichische Probleme den Kopf zerbricht.

Eine europäische Öffentlichkeit ist bisweilen nicht entstanden. Daran ändert auch der brustschwache „Euronews“-Sender nichts.

Es gibt gelegentlich europaweite Debatten, wie die 2000 von Joschka Fischer angeregte über die Finalität der EU oder jüngst die



um die EU-Verfassung, die in Polen unter dem fatalen Motto „Nizza oder der Tod“ läuft. Doch auch diese Debatten erreichen nur die dünne Schicht der „Eurokosmopoliten“, die mehrere Sprachen sprechen und in mehreren Ländern fast zu Hause sind. Die überwiegende Mehrheit verhält sich wie die „Hiesigen“ vor Jahrhunderten, „wir sind von hier, egal wer regiert“, Hauptsache, wir werden nicht von irgendjemandem irgendwo in irgendwelche Abenteuer hineingezogen.

Auch die Kultur verbindet uns nur bedingt. Ein Blick auf die Bestsellerlisten beweist es. Es sind vor allem die amerikanischen Thriller, die wir zeitgleich in allen europäischen Ländern lesen. Europäische Romane dagegen nur, wie es gerade beliebt. Hier eben mal einen Franzosen, da einen Schweden, Ungarn oder Italiener, doch sie schaffen nur leidlich kommunizierende Röhre eines regen und kontinuierlichen Austausches. Und was mich am meisten wurmt: Ein europäisches „Road-movie“ etwa – ei-

rend die EU mit der jetzigen Osterweiterung bereits über die „ottonische“ Phase hinausgegangen ist und sich auf Territorien ausgedehnt hat, die im Bewusstsein der Westeuropäer kaum je verankert waren.

Ausgenommen bei den Deutschen. Sie kennen – oder zumindest kannten einmal – diesen Teil Europas, waren sie doch jahrhundertlang hier präsent. Sie kamen im Mittelalter, nachdem Ostmitteleuropa durch den Mongolensturm verwüstet worden war. Sie kamen als bäuerliche Siedler, als Handwerker, als Kaufleute der Hanse und als Ordens- und Schwertbrüder, die mit Gewalt eines der modernsten Staatswesen dieser Region errichteten.

Es gibt in Europa keine Region, die nur eine einzige Nationalgeschichte zu verzeichnen hätte. Selbst Island (ist das noch Europa?) oder noch besser Skandinavien, das so gut wie nie von außen besetzt wurde, besteht aus kulturellen Sedimenten und fremden Einflüssen. Und Skandinavien hat – von der deutschen Besetzung Dänemarks

Ethnien unter einem Dach zu versammeln. Es gib keinen Grund, diesen Einheiten nachzutrauern, auch wenn es in Polen in der Literatur eine rege Nostalgiequelle gibt, die die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts bis zum Exzess „kontrafaktisch“ korrigiert. Junge Autoren spielen mit ihr, als ob die Geschichte ein Computerspiel wäre und sich mit einem Klick anders als faktisch gewesen steuern ließe. Was wäre gewesen, wenn der eine König das *nicht* und der andere gerade *das* gemacht hätte, wenn diese Schlacht gewonnen, und jene Entscheidung *nicht* getroffen worden wäre.

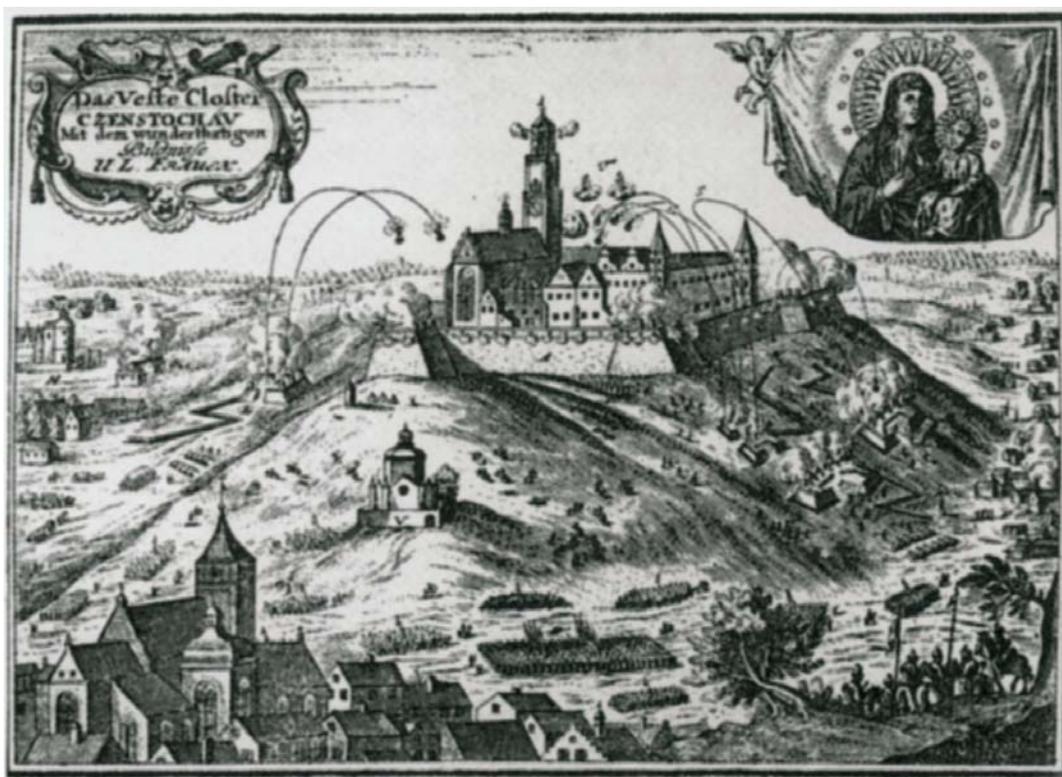
Doch diese Gedankenspiele dürften für einen Außenstehenden kaum verständlich sein. Ein Deutscher würde bei ihrer Lektüre nur mit dem Kopf schütteln. Brauchen die lieben Polen wirklich eine solch rückwärtsgewandte Therapie? Und wenn schon, warum versinken sie dann so sehr in einen Autismus, als ob sie über ihre Geschichte nur mit sich selbst fähig wären zu kommunizieren?

Man kann in dieser „political fiction“ einiger Romanschriftsteller ein Spiel gegen die Geschichte, aber auch eine Fortsetzung des „literarischen Patriotismus“ des 19. Jahrhunderts sehen, als es kein polnisches Staatswesen gab und die Literatur – neben der katholischen Kirche – der einzige geistige Ort Polens war.

Die heutige Realität ist natürlich eine völlig andere. Gerade durch den Dialog mit den Nachbarn und die kritische Beschau der eigenen historischen Mythen müsste eine Überbrückung der nationalen Risse, die Ostmitteleuropa zerklüften, möglich sein. Und gerade Deutsche und Polen sind gerufen, gemeinsam ihre komplizierte Nachbarschaft, die lange Symbiose und die katastrophalen Erfahrungen miteinander im 20. Jahrhundert anzugehen. Der heftige und zum Teil ungehaltene Streit um das Zentrum gegen Vertreibungen zeigt, das es immer noch gewaltige Hem-

mungen gibt, dies gemeinsam zu tun. Die Gementreffen der Danziger Katholiken unter dem so einfühlsamen Taktstock von Gerhard Nitschke zeigen wiederum, dass es nicht nur möglich, sondern mittlerweile geradezu selbstverständlich geworden ist, Deutsche, Polen und andere Ostmitteleuropäer, von Litauern und Esten bis zu Ukrainern und Ungarn bei einem Gespräch über die schwierigsten Themen der Zeitgeschichte zu versammeln.

Die Einheit der Europäer gibt es nur in der Vielfalt der Überlieferungen und in der Empathie füreinander, die die Fähigkeit voraussetzt, sich in den Anderen zu versetzen und sein Schicksal, seine Leiden, seine Ängste und Probleme genauso ernst nehmen wie die Eigenen.



Der Stich des deutschen Kupferstechers G. Bodenähr zeigt die Belagerung des Klosters auf dem Klaren Berg in Tschenschow durch die Schweden 1655, dessen Rettung der Einwirkung der Jungfrau Maria zugeschrieben wurde.

nen Film über die lange Fahrt „from coast to coast“, von Narva bis Lissabon – ist bislang nicht entstanden, ebensowenig wie zweisprachige Lokalfernsehen in den Grenzgebieten, deutsch-polnisch in Görlitz, Guben oder Frankfurt/Oder, spanisch-französisch in den Pyrenäen usw. Es gibt einen wunderbaren deutsch-französischen Hochglanzkanal wie „Arte“, aber der ist noch weitgehend „karolingisch“ angelegt, wäh-

und Norwegens im Zweiten Weltkrieg abgesehen – ja auch eine hundertjährige Besatzung Finnlands erfahren. Doch Ostmitteleuropa war über Jahrhunderte ein Flickenteppich verschiedener Kulturen, Ethnien, Sprachen und Religionen. Hier von tausendjährigen Nationalstaaten zu sprechen, ist eine für das 20. Jahrhundert typische Geschichtsklitterung. Sowohl die polnisch-litauische Union als auch die ungarische Monarchie bis zu der Katastrophe von Mohács 1526 oder das böhmische Königreich bis zum Weißen Berg 1620, ganz zu schweigen von der Habsburger Doppelmonarchie, die 1918 unterging, waren klassische „Einheiten in der Vielfalt“ und verstanden es sehr wohl, mehrere Kultursprachen, mehrere Konfessionen und mehrere

Zwischen Kommunikations- und Identifikations-Stiftung – Die Vielfalt europäischer Sprachen

Über die Frage, ob Sprache denn hauptsächlich der Kommunikation zwischen Menschen dient, oder nicht doch mehr für die eigene Identität dieser Menschen verantwortlich ist, lässt sich trefflich streiten und die Meinungen zu diesem Thema sind vielfältig. Auch, weil die jeweilige Sprache in den europäischen Ländern für deren Bewohner unterschiedliche Bedeutung hat. Frankreich definiert sich beispielsweise auch durch seine Sprache als „Grande Nation“ und der Staat versucht den Gebrauch von Anglizismen in der Sprache einzuschränken. Wir Deutschen stören uns weit weniger als die Franzosen daran, dass es heute „Meetings“ statt Konferenzen oder „Events“ statt Veranstaltungen gibt. Und wir haben uns auch nicht daran gestört, dass es mal eine Zeit gab, in der es nicht Gehweg sondern „Trottoir“ hieß und die Geldbörse heißt auch heute noch „Portemonnaie“.

Ebenfalls spielt die Zahl der Menschen, die eine Sprache sprechen eine große Rolle, wenn es darum geht, ob sie der Kommunikationsstiftung oder der Identifikationsstiftung geht. Wobei es in diesem Fall kein einheitliches europäisches Muster gibt. **Mati Sirkel**, freier Übersetzer und stellvertretender Vorsitzender des estnischen Schriftstellerverbandes sieht die Identifikation der Esten mit der estnischen Sprache, als den wesentlichen Punkt. „Ohne die estnische Sprache gäbe es auch kein Estland mehr“ – war seine These. Estnisch sei für die Esten ein wichtiges Mittel um Selbstbewusstsein insbesondere gegenüber Russland zu entwickeln und die eigene estnische Identität zu erhalten. **Professor Nico Weber**, gebürtig in Luxemburg aber in Diensten des Institut für Translation und mehrsprachige Kommunikation der Fachhochschule Köln, berichtet aus seinem Heimatland das völlige Gegenteil.

„Typisch für die luxemburgische Sprachensituation ist die funktionale Mehrsprachigkeit („Polyglossie“) und zwar nicht, wie etwa in Belgien oder der Schweiz, nach dem territorialen Prinzip des, wenn Sie so wollen, *cuius regio huius lingua*, sondern als individuelle und soziale Mehrsprachigkeit („Multilingualismus“). Während man die genannten Vergleichsländer als mehrsprachig mit überwiegend einsprachiger Bevölkerung einstufen kann, wird man Luxemburg umgekehrt als einsprachiges Land mit überwiegend mehrsprachiger Bevölkerung charakterisieren. Man kann die Sprachensituation durch die folgende plakative Formel zusammenfassen: Französisch hält die luxemburgische Gesellschaft zusammen, die Mehrsprachigkeit gibt ihr Dynamik, und Lëtzebuergesch verleiht ihr ihre Eigenart“
Werden aber die kleinen Sprachen in einem geeinten Europa tatsächlich in 20 oder 25 Jahren noch gesprochen werden oder nur noch in der Literatur alter Zeiten vor-

handen sein? Ist es richtig, dass Sprachen – wie Sorbisch oder Bretonisch – nur deshalb noch existieren, weil der jeweilige Staat ihre Existenz durch Einsatz finanzieller Mittel – zum Beispiel durch die Ausbildung von Lehrern, oder die Finanzierung des Druckes von Büchern – rettet? Kann eine Sprache überleben, wenn sie im Grunde keinen ökonomischen Wert mehr hat, also wenn Kinder in einer Sprache zwar mit ihren Eltern oder Großeltern kommunizieren, aber für beruflichen Erfolg später eine andere Sprache benötigen?

Auch all diese Fragen kann man durchaus kontrovers diskutieren. **Thilo von Trotha**, Gründer der Akademie fürs Redeschreiben und in den 70er Jahren als Redenautor für Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt ak-

für die kommenden Generationen in einem geeinten Europa aber wohl notwendig sein. Nicht nur in den kleineren Ländern. Und es macht ja auch Sinn, nicht nur mit einer einheitlichen Währung zu bezahlen und gemeinsame Politik zu betreiben, sondern auch miteinander reden zu können. Und die Sprache dafür wird wohl zunehmend englisch sein. Allerdings eine Art „europäisches Englisch“, welches sich sicher auch vom amerikanischen Englisch oder der Hochsprache den Briten unterscheiden wird – ähnlich wie heute schon das Englisch, welches in Afrika oder Indien gesprochen wird.

In der Diskussion mit dem Publikum kamen noch viele andere interessante Fragen zum Thema Sprache auf. Zum Beispiel die,



Von links: Nico Weber, Mati Sirkel, Wolfgang Nitschke, Thilo von Trotha, Beata Pokrzeptowicz-Meyer.

ativ, stellte es durchaus in Frage, ob man Sprachen von Staatswegen mit hohem finanziellen Aufwand erhalten müsse, wenn sie kaum mehr gesprochen werden. Einig war sich das Podium jedoch, dass das Überleben einer Sprache stark von ihrem ökonomischen Wert abhängt und dieser durchaus auch dazu anregen kann, eine Sprache zu lernen. Lebendes Beispiel dafür war in Gemen **Beata Pokrzeptowicz-Meyer**. Sie ist Lektorin für Polnisch an der Universität Bielefeld und arbeitet auch am Kolleg zur Ausbildung von Fremdsprachenlehrern der Universität in Danzig. Und sie betonte ausdrücklich, dass auch völlige Zweisprachigkeit nicht zu Identitätsverlust führt. Deutsch sei für sie mehr als Kommunikationsmittel wichtig, Polnisch sei aber nach wie vor die Sprache der eigenen Identifikation.

Eine zweite Sprache ähnlich gut, wie die eigene Muttersprache zu beherrschen wird

ob die Vielfalt der europäischen Sprachen und die Identifikation der Menschen, die sie sprechen mit ihrer Sprache bereits Wurzeln im Mittelalter hat oder nicht doch erst mit der Gründung von Nationalstaaten nach der französischen Revolution einher ging.

Und es gab auch die Frage, ob eine Sprache nicht auch etwas über die Menschen aussagt, die sie sprechen. Thilo von Trotha beantwortete diese Frage mit einem eindeutigen Ja. Die englische Sprache sei – ähnlich wie die Briten – handlungsorientiert. Die Deutsche – ähnlich wie die Deutschen – eher philosophisch. Als Beleg für dies These führte er beispielsweise den im Englischen viel kürzeren Satzbau an und die im Deutschen viel umfangreichere Grammatik, die dann aber eben auch viel inhaltschwangere Sätze zulasse. Gleichwohl sei diese Frage aber sicher auch ein mehrtägiges Symposium wert um diskutiert zu werden.

Wolfgang Nitschke

Austausch der Gaben: Der notwendige Dialog der Kirchen Europas

Impulsreferat und Gesprächsforum

Impulsreferat:

Pater Diethard Zils OP, Brüssel;

Teilnehmer:

Weihbischof Dr. Wojciech Polak, Gnesen (Gniezno);

Konsistorialrat der ev. Luth. Kirche Dr. Arne Hiob, Reval (Tallinn),

Pfarrer Myron Molczko, Pfarrer der Unierten-Ukrainischen Kirche, Bielefeld;

Moderator:

Pfarrer Paul Magino, Wendlingen.

Nachdem es an den anderen Tagen um den kulturellen und politischen Austausch der Gaben in Europa ging, kamen am Samstagvormittag die christlichen Kirchen in den Blick. Wie kann zwischen den einzelnen Konfessionen und zwischen Kirche und Welt der Austausch der Gaben gelingen, lautete die zentrale Fragestellung beim Gesprächsforum mit Vertretern aus der katholischen, der lutheranischen und der unierten Kirche. Leider mussten Prof. Dr. Dr. Anastasios Kallis als Vertreter der orthodoxen Kirchen sowie Burkhard Haneke als Vertreter von Renovabis kurzfristig krankheitsbedingt absagen.

Impulsreferat von Pater Diethard Zils OP

Dass die Kirchen in Europa nicht nur die institutionellen Einrichtungen mit ihren Leitungen und Hierarchien seien, sondern die Menschen, die sich zu Jesus Christus bekennen, stellt Pater Diethard Zils zu Beginn klar. Diese Menschen müssten über alle konfessionellen Trennungslinien hinaus in einen Dialog treten. „Wer, wenn nicht wir Christen, die ein starkes gemeinsames Fundament haben, können über alle Grenzen hinweg von Portugal bis nach Tallinn, ja bis nach Wladiwostok diesen Dialog füh-

Von links: Mieczysław Polak, Wojciech Polak, Paul Magino, Arne Hiob, Myron Molczko, Diethard Zils.



ren, sodass Europa eine Wirklichkeit der Herzen wird?“, fragt er.

Doch bei diesem Dialog sei zu beachten, dass es sich vielfach um traumatisierte Menschen handelt, die bei bestimmten Themen emotional reagieren.

Zum Verständnis dieser Sensibilitäten trägt er ein Gedicht der estnischen Dichterin Enne Micholson vor:

„Gerne möchte ich Deutsche sein: größer das Land, bekannter die Sprache. Engländerin wäre auch gut. Englisch spricht und kann jeder. Zum Französischen habe ich keinen Draht. Vielleicht ist auch meine Vorstellung falsch. Jetzt sollst du immerzu übersetzen, beweisen, dass du wert bist zu leben, bekannt machen, rufen, jauchzen. In der Kehle gurgelt der Laut des Verneinens.“

Das Gedicht drücke die Befindlichkeit eines Menschen in einem kleinen Volk aus.

Es sei etwas ungewöhnliches, abwegiges, Estnin zu sein und zu bleiben. Das Gefühl, sehr klein, sehr unbedeutend zu sein, erlebte das Land zum Beispiel auch bei den Verhandlungen zum EU-Beitritt, den viele als erniedrigend erfuhren. Die Überlegenheit

der Verhandlungspartner habe es erfordert zu beweisen, dass auch das kleine Volk wert ist zu leben.

Solche Befindlichkeiten unter den Völkern, seien auch in der religiösen Dimension vorhanden, beobachtet Zils. Ähnlich empfänden auch die orthodoxen Kirchen. Die westlichen Kirchen bewunderten zwar ihre Ikonen und Gesänge, aber betrachteten die Kirche insgesamt als rückständig und nähmen ihre aktuelle Situation nicht wahr. Entscheidend für einen gelingenden Dialog sei Empathie, meint Pater Zils, Wohlwollen dem anderen gegenüber, auch wenn er ihn immer wieder irritiere. Das heiße nicht, dass alles guteheißen werden müsse.

Langfristig rufe Empathie aber auch Empathie auf der anderen Seite hervor. Das sei z. B. die Erfahrung des Adalbertus-Werkes im Dialog mit Polen. So müsse ein Dialog unter Christen und zwischen den Kirchen in Europa geführt werden. Doch bevor er zwischen den Konfessionen gelingen kann, müsse er auch innerhalb der Konfessionen auf europäischer Ebene stattfinden. Zum Beispiel ist die Frage zu stellen: Was heißt katholisch in Deutschland, in Polen? Vielfach herrscht zunächst Irritation oder Erschütterung über die Verhältnisse bei den anderen. Entscheidend sei, dass man Verständnis für die Situation aufbringe und dann darüber ins Gespräch komme.

Ein weiteres Feld sei der Dialog zwischen den Christen bzw. Kirchen und der politischen Wirklichkeit. Dafür müssten aber die Christen mit einer Stimme sprechen. Doch das Misstrauen sitzt tief, weil der Streit zwischen Konfessionen oft Konflikte und Kriege hervorgebracht habe (Nordirland, Bosnien) und das gemeinsame Christsein Kriege wie den Ersten oder Zweiten Weltkrieg nicht verhindern konnte. Wichtig sei, dass Zeichen des Dialogs Schule machten. Ein solches Zeichen war die Augsburger Erklärung, in der Lutheraner und Katholiken bekannt haben, dass die Rechtfertigungslehre – seiner Zeit Anlass für die Reformation – kein Grund mehr für eine Kirchen-



trennung sei. Jacques Delors habe ausdrücklich diese Erklärung begrüßt und nenne sie „ein Beispiel auf dem Weg der europäischen Einigung“.

Bis Christen mit einer Stimme reden, gebe es noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Gerade in diesem Jahr erinnere man das Schisma von 1054 zwischen katholischer und orthodoxer Kirche. Doch die gegenseitig ausgesprochenen Bannbulen hätten sich nur gegen Häresien und Beleidigungen gewandt, nicht aber die Exkommunikation konkreter Personen ausgesprochen. Nach vielen Irritationen sei nun ein Weg zu Einigung vorgezeichnet und der Dialog beginne wieder in der gemeinsamen Kommission.

Ein weiterer schwieriger Punkt in der Geschichte sei die Inquisition. Ein aktueller in Polen erschienener Artikel zum Thema zeige, dass auch in Polen die Bereitschaft zur Auseinandersetzung gegeben ist. Hier wird davon gesprochen, dass es nicht nur sündige Söhne der Kirche gegeben habe, sondern die Strukturen selbst sündig gewesen seien. Mit einem solch kritischen Blick auf die eigene Kirche, meint Pater Diethard, fiele auch der Dialog mit den anderen Konfessionen, die vor allem Vorbehalte vor der Machtfülle des Papstes hätten, leichter. Besonders unheilvoll habe sich das Zusammengehen von Staat und Kirche erwiesen, z.B. bei den Verfolgungen durch die katholischen spanischen Könige. Auch deshalb wollten die heutigen Staaten die Kirche nicht in ihren Dokumenten haben, glaubt Zils. Erst wenn die Verwerfungen der Vergangenheit aufgearbeitet sind, sei es möglich ausdrücklich auf die christlichen Gemeinsamkeiten Europas zu verweisen, die unausdrücklich als geistige und spirituelle Wurzeln ohnehin schon genannt werden. Europa zu füllen mit Glauben und Handeln, Hoffen und Lieben, ist Pater Diethard Zils überzeugt, sind die Christen berufen. Und es gelinge nur im gemeinsamen Dialog.

Podiumsgespräch

1. Fragerunde: Wie gelingt der Dialog innerhalb der Konfession?

Weihbischof Wojciech Polak kommt aus Gnesen, dem ältesten Bistum Polens, und ist seit einem Jahr Weihbischof. Die wichtigste Veränderung in Polen sei, dass sich die Kirche seit der Wende 1989 in einer pluralistischen Gesellschaft wiedergefunden habe. Zur kommunistischen Zeit habe es einen beständigen Kampf, eine klare Konfrontation gegeben, nun müsse die Kirche lernen, einen Dialog zu führen, sowohl innerhalb der Kirche als auch mit der Politik und anderen Kirchen. Es sei schwieriger, einen Dialog zu führen als zu kämpfen. In der Erzdiözese Gnesen wird der Versuch gemacht, einen Dialog zwischen Polen und Deutschen zu führen. Dabei sei es ganz wichtig, das Judentum mit einzubeziehen. So gibt es z. B. ein Projekt zwischen dem Bistum Magdeburg, Gnesen und Kasiadoris in Litauen, das vor allem Laien einbe-

zieht, insbesondere Religionslehrer. Der ökumenische Dialog finde seit Jahren vor allem bei den „Gnesener Treffen“ statt.

Arne Hiob, verheiratet, drei Kinder, ist Mitglied des Konsistoriums der evangelisch-lutherischen Kirche Estlands mit dem Schwerpunkt Bildungsfragen, lehrt Systematische Theologie im Theologischen Institut und wirkt als Pfarrer in der Johannes-Gemeinde in Tallinn. Die lutherische Kirche in Estland hat ca. 43.000 Mitglieder in 160 Gemeinden. Ca. 3.000 Kinder gehen regelmäßig in die Sonntagsschule, und jährlich werden bis zu 3.500 20- bis 30-Jährige konfirmiert. Die lutherische Kirche ist zwar die größte Konfession in Estland, aber da nur 15 bis 20 Prozent der Bevölkerung ausdrücklich an Gott glauben, sind die Gläubigen eine Minderheit.



Symbol im katholisch geprägten Litauen: Der Berg der Kreuze bei Šiauliai.

Wie die lutherischen Kirchen in Europa zu einer Stimme finden können, findet Arne Hiob eine schwierige Frage. Es gebe zwei Richtungen in der lutherischen Kirche. Die eine „hochkirchliche“ Richtung – gestützt von den skandinavischen und baltischen Kirchen – betone die Liturgie und apostolische Sukzession und bemühe sich um eine Verständigung mit der Anglikanischen Kirche. Die andere „niederkirchliche“ Richtung – vor allem vertreten durch die lutherische Kirche in Deutschland – nähere sich der Reformierten Kirche. Hier werde das Amt des Pastors nur aus dem allgemeinen Priestertum abgeleitet. Um diese Richtungen werde auch in Estland selber gestritten. „Und wenn ich richtig sehe“, schließt Arne Hiob, „dann gibt es auch eine innerhalb der Katholiken ähnliche Strömungen.“

Myrom Molczko ist zuständig für die unierten ukrainischen Katholiken in den Diözesen Paderborn und Münster. Insgesamt gibt es in Deutschland 18 Priester und einen Bischof, die die ukrainischen Katholiken betreuen. Ein Teil der Kijewer byzantinischen Kirche hat sich vor rund 400 Jahren in der Union von Brest mit der katholischen Kirche vereint und heißt seitdem „uniert“ oder auch „griechisch-katholisch“. Die unierte Kirche in Deutschland hat eine eigene Jurisdiktion, ist aber angegliedert und finanziert von der Deutschen Bischofskonferenz. Die Gemeinden bilden sich aus Saisonarbeitern, Studenten, in Deutschland gebliebene ehemalige Zwangsarbeiter. Es gäbe viel Verbindungen zu den orthodoxen Kirchen, erklärt Pfarrer Molczko, der deren Mitglieder mitbetreut. Die Gemeinsamkeiten in theologischen Fragen und die Zugehörigkeit zum selben Volk überwiegen die Unterschiede in der Kirchenstruktur.

Die griechisch-katholische Kirche in der Ukraine ist mit ca. 5 Millionen Mitgliedern die größte der insgesamt 22 unierten Kirchen, die es gibt. Ab 1945 wurde sie verfolgt. Erst 1989 durften sich die Untergemeinden wieder offiziell registrieren lassen. Ganze Gemeinden traten in der Folge zur katholischen Kirche über, was zu Konflikten mit den Orthodoxen führte. Inzwischen habe sich die Situation aber stabilisiert und es finde wieder ein Dialog statt. Die Schwierigkeit bestehe darin, führt Pfarrer Molczko aus, dass

es inzwischen drei orthodoxe Kirchen in der Ukraine gebe: die ukrainische Kirche des Moskauer Patriarchats, die orthodoxe Kirche des Kijewer Patriarchats und die autokephale Kirche. Gerade in der Westukraine gebe es viele Gemeinsamkeiten zwischen den Konfessionen. Schwierig sei es jedoch mit dem Moskauer Patriarchat, das einen Dialog scheue. Dort wiederum würden die Unierten als Stein des Anstoßes angesehen, von denen verlangt werde, auch den lateinischen Ritus anzunehmen. Doch ein solcher Bruch mit der Tradition sei nicht zumutbar. An der Basis gelinge der Dialog zurzeit durch eine Ausbildung im ökumenischen Geist, gemeinsame Gebet und Pilgerfahrten und Austausch von Professoren. Das Problem der Unierten in der Ukraine ist auch ein politischer Konflikt zwischen Rom, Moskau und Konstantinopel um die Vorherrschaft. „Der Dialog hängt nicht nur von uns allein ab“, schließt Pfarrer Molczko daraus. Als Perspektive sieht er eine

es inzwischen drei orthodoxe Kirchen in der Ukraine gebe: die ukrainische Kirche des Moskauer Patriarchats, die orthodoxe Kirche des Kijewer Patriarchats und die autokephale Kirche. Gerade in der Westukraine gebe es viele Gemeinsamkeiten zwischen den Konfessionen. Schwierig sei es jedoch mit dem Moskauer Patriarchat, das einen Dialog scheue. Dort wiederum würden die Unierten als Stein des Anstoßes angesehen, von denen verlangt werde, auch den lateinischen Ritus anzunehmen. Doch ein solcher Bruch mit der Tradition sei nicht zumutbar. An der Basis gelinge der Dialog zurzeit durch eine Ausbildung im ökumenischen Geist, gemeinsame Gebet und Pilgerfahrten und Austausch von Professoren. Das Problem der Unierten in der Ukraine ist auch ein politischer Konflikt zwischen Rom, Moskau und Konstantinopel um die Vorherrschaft. „Der Dialog hängt nicht nur von uns allein ab“, schließt Pfarrer Molczko daraus. Als Perspektive sieht er eine

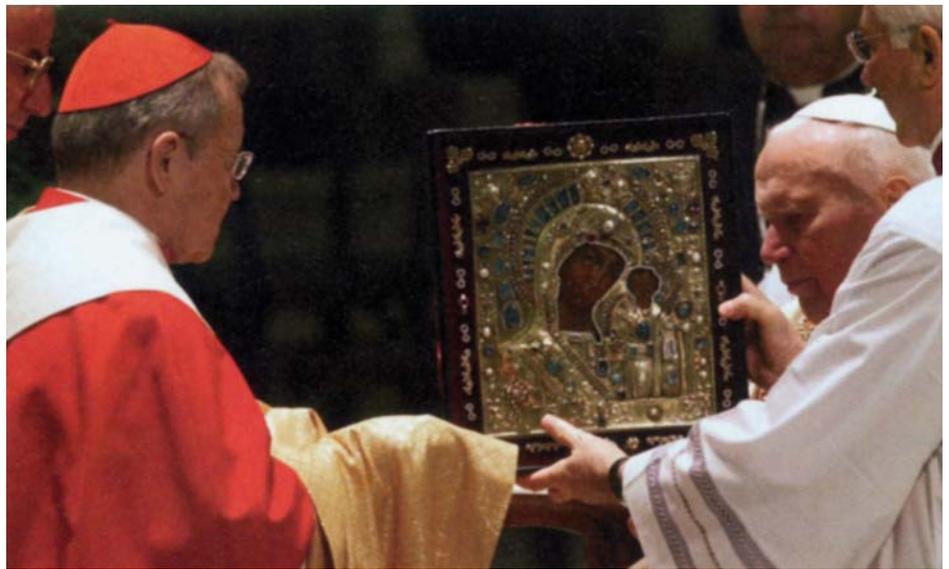
„Koinonia“, ein gemeinschaftliches Nebeneinander der Konfessionen in einer Kirche.

2. Fragerunde: Wie gelingt der Dialog zwischen den Konfessionen?

„Die Ökumene mit Osteuropa ist für Europas Zukunft lebenswichtig“, so die These von Kardinal Walter Kasper. Die säkulare EU-Osterweiterung biete die Chance und die Herausforderung diesen Dialog in Angriff zu nehmen. Dieses Zitat bringt Paul Magino vor der nächsten Runde mit der Frage nach dem interkonfessionellen Dialog ein. Neben der Osterweiterung gehe es auch um eine Süderweiterung, vor allem im schwierigen Dialog mit Pfingstlern und Evangelikalen, die in Afrika und Amerika an Bedeutung gewinnen. Pfarrer Myron Molczko weiß, dass manch einer den Unierten Kirchen eine Brückfunktion zwischen West- und Ostkirchen zuweise. Die Bereicherung der westlichen Liturgie durch Ikonen und Gesänge könne man schon seit dem 2. Vatikanischen Konzil beobachten, ebenso die Bereicherung der Ostkirchen durch pastorale und soziale Aufgaben. Für einen Austausch der Gaben seien die Unierten bereit, aber eine „Brücke zum Osten“ wolle die griechisch-katholische Kirche vorläufig nicht sein. „Wir sind das rote Tuch für die Othodoxen, weil sie uns als Abtrünnige betrachten“, sagt Molczko. Auch der Vorwurf von Expansion stehe noch im Raum. Dabei gehe es nur darum, eine Betreuungsstruktur für die Mitglieder der griechisch-katholischen Kirche zu schaffen, die z. B. heute in der Ost-Ukraine leben. Aus diesen Gründen bezweifelt er, dass zurzeit eine Brückenfunktion der Unierten denkbar wäre. Andererseits wäre es wünschenswert, bei den katholisch-orthodoxen Gesprächen miteinbezogen zu werden, damit nicht über ihre Köpfe hinweg diskutiert werde.

Die Erfahrung von Arne Hiob ist, dass die Struktur der Kirche sowohl von oben als auch von unten entstehe. Das zeigt sich etwa in Streitpunkten, ob die Pfarrer mehr

Wortgottesdienst – „Ökumenischer Dialog im Gebet beim 58. Gementreffen“.



Freiheit oder der Bischof mehr Gewalt erhalten solle. In der Frage des Amtes- und des Abendmahlverständnisses sei es sehr schwierig, eine gemeinsame Linie zwischen den Konfessionen zu entwickeln. Wichtiger aber seien vor allem die persönlichen Kontakte.

Weihbischof Polak stellt fest, dass es in Polen nur wenige Christen nicht-katholischer Konfessionen gebe. Trotzdem müsse der ökumenische Dialog geführt in Polen und über Polen hinaus, unabhängig von einer zahlenmäßigen Größe. Bei den Gnesener Treffen gehe es in diesem Sinne um einen Austausch der Gaben zwischen den Konfessionen. 2004 wurde z. B. erstmalig ein ökumenischer Kreuzweg durchgeführt mit prominenten Teilnehmern wie Dr. Kate Clemens, dem Sekretär der Konferenz europäischer Kirchen. Dieser hob hervor, die Christen dürften keine Sklaven der Zukunft und sollten ein Zeichen der Hoffnung sein und so der Resignation entgegenwirken. Wichtig sei, dass der ökumenische Dialog nicht in der inneren, ekklesiastischen Reorganisation stecken bleiben dürfe. Ein Zeugnis der Gerechtigkeit, des Friedens und der Versöhnung in der Welt habe nur dann eine

Die wertvolle Ikone der Gottesmutter von Kasan ursprünglich beheimatet in der Erlöser-Kathedrale Moskaus wurde im August 2004 als Geste der Verständigung zwischen der röm.-kath. Und der russ.-orth. Kirche aus dem Besitz des Vatikans zurückgegeben. Hier Vorbereitung der Rückgabe in Rom.

Bedeutung, wenn es von solchen Christen abgelegt werde, die gerecht und miteinander versöhnt sind.

3. Frage zum Gottesbezug in der europäischen Verfassung

Der Gottesbezug fehle in der Verfassung, stellt Weihbischof Polak fest, aber im Artikel 51 werden die Kirchen als Organisationen hervorgehoben, mit denen der Dialog gepflegt werden sollte. Was nicht in der Verfassung stehe, müssten die Christen umso mehr durch ihr persönliches Leben bezeugen.

Myron Molczko bedauert den fehlenden Gottesbezug, der sogar in der ukrainischen Verfassung verankert sei. Die fehlende Rechenschaft gegenüber einer höheren Institution mache ihm Angst.

Arne Hiob vermutet, dass ein Teil Europas aufklärerisch und nur aufklärerisch sein will. Die Abkopplung vom konkreten christlichen Religionsbezug sieht er als gefährlich an.

Diethard Zils widerspricht, dass es auch viele Katholiken gebe, die zwar einen ausdrücklichen Hinweis auf die christlichen Wurzeln, aber keinen Gottesbezug in der Verfassung haben möchten, um dem pluralistischen Gesellschaft gerecht zu werden.

Mit der Stellungnahme von Pfarrer Molczko zum Vorschlag von Bischof Husar aus Lemberg, eine vereinte ukrainische Kirche zu schaffen, endete das Gesprächsforum. Ziel der Idee sei die Gründung eines gesamtukrainischen Patriarchats Kijew, das auch von Rom anerkannt wird. Die Idee hat es schon in früheren Zeiten gegeben, doch wie es gelingen kann, sei noch unklar. Eine solche Kirche könne aber in der Tat eine Brückenfunktion zwischen Ost und West einnehmen. **Adalbert Ordowski**

Die Rolle Europas in einer globalen Welt

Prof. Dr. Jan Sokol,
Karls Universität Prag

Das Thema, das mir hier anvertraut worden ist, halte ich für ebenso wichtig wie aktuell, zeitgemäß. Ein Mensch, dem es einigermaßen gut geht, dem nichts wichtiges fehlt und den auch nichts besonders quält, kann unter Umständen der Versuchung verfallen, sich nur mit sich selbst, seinen eigenen Problemen und Ängsten zu beschäftigen. Etwas ähnliches kann nach meiner Meinung auch ganzen Kulturen, Völkern und sogar Europa passieren, z. B. in der Form einer besessenen, ängstlichen Identitätssuche. Die Folge, bzw. die Strafe dafür ist auch in beiden Fällen ähnlich: ein Gefühl der Leere, Langeweile, ein Sinnverlust oder sogar innere Hoffnungslosigkeit. Auf dem Boden solcher Ängste, die leicht überkompensiert werden können, gedeihen dann verschiedene Massenideologien, die einen vermutlichen Sinn vortäuschen, letztendlich aber, wie wir alle so gut wissen, in eine um so tiefere Enttäuschung münden.

Die erste These dieses bescheidenen Beitrags will also in Erinnerung bringen, dass Sinn jeweils nur ein Auftrag, eine kleine oder große Verpflichtung verleihen kann, nie eine bloße Anhäufung von Annehmlichkeiten. Den Begriff der Rolle will ich also im Sinne von Auftrag verstehen und über unsere gemeinsamen Verpflichtungen nachdenken, denn nur aus ernsthaften Bemühungen in solchen Aufgaben kann allmählich auch so etwas wie eine wirkliche „Identität“ wachsen. Wer nach einer Identität sucht – nach einer persönlichen, kulturellen oder auch nach einer europäischen – kann diese unmöglich im Spiegel finden.

Bevor ich zum eigentlichen Thema komme, möchte ich noch eine aufklärende Bemerkung zur Globalisierung oder Globalität einfügen. Es ist wohl eine unleugbare Tatsache, dass wir uns in einem einzigartigen Prozess befinden, der uns sowohl als Einzelne wie als ganze Gesellschaften erfasst und unsere Welt schnell verändert. Doch der französische Philosoph Jacques Derrida hat m. E. nach Recht, wenn er lieber über eine „Mondialisierung“ spricht. Denn erstens ist es kein geographisches, sondern rein gesellschaftliches, kulturelles und menschliches Prozess. Und zweitens verläuft dieser Prozess keineswegs flächendeckend und gleichmäßig, sondern erfasst einzelne kleinere oder größere Gebiete, zwar über die ganze Erdoberfläche verstreut, doch aber in ihrer Lebensweise von ihren jeweiligen Umgebungen immer mehr entfernt. Es ist das Prozess eines ungeheuren Wachstums der städtischen, d. h. industriellen oder post-industriellen Lebensweise, der Urbanisierung, die sich zwar überall auf der Welt verbreitet, doch aber keineswegs alle Menschen in der gleichen Weise erfasst.

In den reichsten Gegenden der Welt, in (West-) Europa und in den USA hat sich diese „moderne“ städtische Lebensweise fast flächendeckend entwickelt. Fast alle Menschen leben in einem kulturell tief ver-

änderten Milieu, wo „Natur“ nur in Form von künstlichen Gärten und Parks auftritt, wo Wanderwege und Pfade verschwinden und durch Autobahnen, Schnellverbindungen und Internet ersetzt werden. Wo jeder Mensch mehr und wichtigere Kontakte über große Entfernungen hat und pflegt als in der unmittelbaren Nachbarschaft. Es ist eine Welt, die zwar Entfernungen auflöst, doch aber keine Nähe schafft, wie Heidegger mal treffend bemerkt hat.

In dieser urbanisierten und „mondialisierten“ Welt leben zwar heute etwa zwei Drittel der Menschheit, ob nun in Reichtum ohnegleichen oder im Elend der Slums, doch aber immer mehr entfernt von dem Rest, der diese wunderbare, fremde und auch schreckliche neue Welt höchstens vom Fernsehen kennt. Es ist nach meiner Mei-



nung diese Trennlinie und nicht diejenige verschiedener „Kulturen“ oder „Zivilisationen“, wo die größten und gefährlichsten Spannungen der heutigen Welt entstehen: also nicht z. B. zwischen der westlichen „christlichen“ Welt (die es seit langem nicht mehr ist) und „dem Islam“, der sich in Wirklichkeit hauptsächlich auf seinen „Heimatfronten“ zur Wehr zu stellen versucht. Und zwar umso heftiger, je geringer es für sich eine echte Chance sieht. Am Benehmen z. B. der irakischen oder palästinensischer Terroristen kann man gut ablesen, dass sie nicht so sehr die Amerikaner, Israelis oder „die Westler“ stören, sondern die Fahnenflucht der Einheimischen, die auch in einer sicheren und bequemen Welt leben möchten.

Dies ist – so scheint es mir – die große Herausforderung der heutigen „mondialisierten“ Welt, wohl nur in seinen größten Umrissen. Was folgt daraus für Europa? Wie kann und soll sie sich dazu stellen? Was hat sie in dieser einzigartigen Lage anzubieten? Fangen wir an mit einer Umschau.

An einem Globus oder auf einer Satellitenaufnahme fällt Europa auf als ein kleiner Zipfel des größten Kontinents, als das wohl am reichsten gegliederte Gebiet, mit den

meisten Halbinseln und Binnenmeeren, mit der größten Küstenlänge im Vergleich zu seiner Fläche. Die Lebensbedingungen am Mittelmeer, wo Europa entstanden ist, haben ihre gesamte Kultur mit einem charakteristischen Zug ausgerüstet, den sie nie gänzlich aufgegeben hat: mit einem rührigen Interesse an seiner Umgebung, an den Anderen. Der französische Philosoph Rémi Brague glaubt, die eigentliche Größe Europas in ihren besten Zeiten sei das Bewusstsein einer mangelnden Originalität, einer geistigen Abhängigkeit gewesen. Das Beste, was Europa je geleistet hat, seien glückliche Ausleihen gewesen – von den Ägyptern, von den Juden, von den Griechen, von den Arabern.

Nun kann man wirklich in der ganzen europäischen Geschichte ein fast ständiges Interesse an dem jeweils anderen, eine Neugier ohnegleichen feststellen. Seit dem Werk des Hérodotos, der den Osten bereist und sorgfältig beschrieben hat, über die Kreuzfahrer und Reisende des Mittelalters, über Kolumbus und andere Entdecker, über Missionare und Forscher bis zu der Gründung neuzeitlicher Wissenschaft kann man eine seltsame Neugier verfolgen, die freilich diesen Anderen auch viel Unrecht angetan hat, doch nie aus bloß gierigen Motiven. Sogar in der kolonialen Expansion des 18. bis 19. Jahrhunderts kann man diesen merkwürdigen Zug eines rein sachlichen Interesses finden, der z. B. die britische Kolonialverwaltung genötigt hat mehrmals die Statthalter in Indien zu wechseln, weil sie sich für die einheimische Kultur mehr interessierten als für den wirtschaftlichen Nutzen.

Im Gegensatz zu anderen Hochkulturen der Vergangenheit, die sich nach einer Eroberungsphase jeweils in sich selbst eingeschlossen haben und nur das Eigene pflegten, hat Europa eine Kultur der Offenheit bzw. allgemeinen Neugier ausgebildet, dessen auffälligste Frucht die Wissenschaft ist. Damit soll die europäische Vergangenheit

keineswegs glorifiziert oder sogar die Verbrechen, z. B. der Kreuzzüge oder der Kolonialzeit, verneint werden. Doch soll man auch keineswegs vergessen, dass der heutige Prozess der „Mondialisierung“ eine Folge der europäischen Vergangenheit ist, für den wir also auch unsere Verantwortung tragen. Die anderen dürfen die „Globalisierung“ ablehnen, auf sie schimpfen, uns Europäern (und US-Amerikanern) fällt jedenfalls die unabdingbare Pflicht zu, mit ihr auch weiterhin etwas anzufangen. Den Prozess, den wir in Gang gebracht haben, sollen wir – wohl mit aller denkbaren Kritik am Vergangenen und Gegenwärtigen – doch weiterführen. Was bietet sich da an? Neben anderen merkwürdigen Sachen, die

Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers. Beschluss der Nationalversammlung während ihrer Sitzungsperiode vom 20. bis 26. August 1789.

unsere Vorfahren in Europa entwickelt haben, haben sie auch eine ganz einzigartige Form der Gesellschaft ausgedacht und durchgekämpft: eine Gesellschaft, die aus freien Individuen besteht. Diese lange und zeitweise auch blutige Geschichte kann ich hier nicht schildern, ich möchte nur daran erinnern, dass diese Gesellschaftsform aus christlichen Motiven erwuchs: seit dem späten Mittelalter wurde den europäischen Christen – besonders in den Städten – klar, dass sie unbedingt eine individuelle Freiheit brauchen, um für ihre Lebensführung dann auch vor Gott volle Verantwortung zu tragen. Diese Bemühung war einer der Hauptmotive der Reformation und dann auch der meisten Emanzipationsbewegungen, die bis heute unser öffentliches Leben prägen. Auch die Entkolonialisierung Nordamerikas und dann sonstiger Kolonien im 20. Jahrhundert fällt in diese Kategorie.

Eine gereifte Fassung dieser Emanzipati-

onstendenz fand ihren Ausdruck in den Menschenrechten. In der amerikanischen und dann französischen Deklaration wurde der Ernst der persönlichen, individuellen Freiheit so formuliert, dass diese den Vorrang vor allem anderen haben soll, sogar z. B. vor der Familie. Dass ein Recht des einen notwendig eine Verpflichtung eines anderen bedeutet, wurde zwar zunächst noch empfunden, bald aber vollständig vergessen. Und so wurde diese Fassung der Menschenrechte, die jedem nur etwas verspricht und nichts von ihm verlangt, also ein gesellschaftliches *perpetuum mobile* bildet, 1948 sogar von den Vereinten Nationen angenommen, als eine Art Weltverfassung *in spe*.

Ich kann hier nicht erörtern, wie es dazu gekommen ist und welche Rolle dabei das schlechte Gewissen aller Europäer für die Weltkriege gespielt hat. Weltkriege, die nebenbei gesagt, gerade in dem Moment ausgebrochen sind, als sich Europa auf ihre eigene, einheimische Probleme konzentriert hat und ihre Weltrolle über Bord geworfen hatte. Es bleibt aber die Tatsache, dass jener ungeheuer großzügige Text mit allen nur möglichen Versprechungen an „alle Menschen“, heute wohl die einzig denkbare Grundlage für eine friedliche Weltpolitik bildet. Unter dem Eindruck eben dieser Großzügigkeit haben dann europäische Staaten begonen, einen Druck auf diejenige Regierungen auszuüben, die diese Menschenrechte nicht genügend bewahren und ihren Bürgern nicht gönnen. Wo die diplomatischen Mittel nicht geholfen, hat man dann später auch zur Gewalt gegriffen, um eben die Menschenrechte durchzusetzen. Nun kam aber eine schreckliche Enttäuschung. Im Unterscheid zu den ehemals kommunistischen Ländern, wo die Mehrheit der Bevölkerung die Menschenrechte zwar nicht ohne Bedenken, doch aber im Großen und Ganzen angenommen hat, entstand in einigen – besonders muslimischen – Ländern ein heftiger Widerstand. Menschen, die sich gegen die Anerkennung ihrer individuellen Rechte sträuben! Wie ist das möglich?

Eine sachliche Debatte mit den Gegnern der Menschenrechte ist alles andere als einfach: die Meisten sind stark ideologisch ausgerichtet (ob nun marxistisch oder „fundamentalistisch“) und sprechen von voreingenommenen Standpunkten aus. Nach einer gewissen Einübung kann man aber trotzdem von ihnen etwas nützliches erfahren: nämlich dass diese individuellen Menschenrechte gar nicht so „natürlich“ sind wie uns scheint. Nehmen wir das erste und wichtigste: das Recht auf Leben. Den berühmten Satz, „jeder hat Recht auf Leben“ lesen wir Europäer gewöhnlich so, dass er mir ein „subjektives“ Recht auf mein eigenes Leben garantiert. Stimmt das? Kann ein Todkranker gegen einen unbekanntenen Täter klagen, der dieses sein Recht verletzt? Habe ich wirklich ein solches Recht – und woher?

Als Christen oder Juden sollten wir doch auch wissen, dass mein Leben kein Recht, sondern eine Gabe der Schöpfung ist, wie



es Übrigens auch noch John Locke oder die Deklaration von Virginia ausdrücklich sagen. Haben wir das vergessen? Aber sogar aus einer rein säkularen Sicht ist es doch klar, dass ich mein Leben, die Welt ebenso wie meine Sprache und Kultur von anderen empfangen habe, und zwar keineswegs nur zum eigenen Verbrauch. Mein Leben selbst sowie fast alles, woraus und womit ich es menschlich führen kann, habe ich von meinen Vorfahren übernommen, und zwar als anvertraut und zu Weitergabe bestimmt. Weit entfernt davon, ein „Rechtsträger“ zu sein, bin ich vielmehr für all dies verschuldet, mit einer „Schuld des Lebens“ belastet, wie es manche alte Texte nennen.

So kann uns, wie ich glaube, der vielbeschworene „interkulturelle Dialog“ doch eine wichtige Belehrung bringen. Das zitierte „Recht auf Leben“ sollen wir künftig nur so lesen, dass „jeder“, d. h. *alle anderen* ein „Recht auf Leben“ haben. Genauer gesagt, dass ich verpflichtet bin, keinem Anderen sein Leben zu nehmen. Und nur wenn viele in der Gesellschaft, ebenso wie der Staat, diese Überzeugung teilen, kann der Eindruck entstehen, dass auch ich mich vor den Anderen nicht um mein Leben zu fürchten habe, sondern mit ihnen friedlich zusammenleben kann. Ähnliches gilt nach meiner Meinung auch für die anderen Menschenrechte, die man nur jeweils zusammen mit den entsprechenden Verpflichtungen denken muss. Auf diese Weise sind nicht nur die klassischen individuellen Rechte, sowie auch die Gruppenrechte – und vielleicht auch z. B. die sonst kaum denkbaren „Rechte“ der Tiere, die doch nur als Verpflichtungen der Menschen verwirklicht sein können: kein Hund kann vor Gericht klagen. Endlich sogar das, was für die Juristen zunächst als vollkommener Unsinn klingt, obwohl es heute kaum eine Gesellschaft umgehen kann, nämlich dass auch die Natur uns nur anvertraut ist und auch unseren Nachfolgern als Basis ihres Lebens dienen soll, ist in dieser Perspektive ganz gut denkbar.

Damit komme ich nun zum Schluss. Ich will keineswegs behaupten, dass die ganze Botschaft Europas an die übrige Welt bloß die Menschenrechte sind. Ich habe sie nur als ein Beispiel gewählt, um zu zeigen, wie und womit wir die Anderen überall auf dieser Welt ansprechen könnten um die Rolle Europas, unsere Verantwortung für den Fortgang der Geschichte ernst zu nehmen. Doch bin ich überzeugt, dass auch die Menschenrechte dabei eine wichtige Rolle spielen werden und dass die Auffassung, die ich hier so dürftig und brüchig vorgestellt habe, sich zu diesem Zweck viel besser eignet als die herkömmliche. Dass wir bei diesem Gespräch mit anderen Kulturkreisen, bei dem schwierigen Unternehmen unsere Verpflichtungen für das, was wir als Christen, als Europäer, als Menschen geerbt und bekommen haben, wahrzunehmen, auch noch manches zu lernen haben, versteht sich von selbst. Und wer sich auf ein solches Unternehmen einlässt, braucht sicherlich weder um seine eigene Identität noch um den Sinn seines eigenen Lebens zu fürchten.





Pause zwischen den Vorträgen auf der Burgbrücke.



Angeregte Unterhaltung nach dem Essen.



Ausfall der Lautsprecheranlage, die Zuhörer rückten zusammen.

„Passiv meiden wie die Pest!“; „Ein guter Artikel ist stets von hinten her kürzbar!“ Diese und viele andere wertvolle Tipps zur Herstellung eines Zeitungsartikels kommen uns sofort in den Sinn, wenn wir an das letztjährige Jugendprogramm in Gemen zurückdenken.

Nachdem wir 2003 Spiele zum Thema Europa entwickelt hatten, folgte ein weiteres spannendes, interessantes aber auch sehr anspruchsvolles Projekt: die Entwicklung einer mehrsprachigen Europa-Zeitung zum Tagungsthema unter der Mitarbeit von insgesamt 42 Jugendlichen aus Deutschland, Polen, Litauen und Estland im Alter von 13 bis 23 Jahren.

So kamen wir am 29. 7. 2004 mehr oder weniger wach, aber auf jeden Fall sehr neugierig zusammen und ließen uns in einer toll vorbereiteten PowerPoint Präsentation von unseren fachkundigen Tagungsleitern Tom Werneck und Chris Mewes erklären, was für Zeitungen es gibt, welche Art von Artikeln man darin findet und worauf man beim Schreiben derselbigen zu achten hat. Weiterhin lernten wir, wie man passende Bilder zu den Artikeln macht und worauf bei der Interviewführung zu achten ist. Anschließend überlegten wir zusammen, wie unsere eigene Zeitung auszusehen hätte, damit sie für uns und alle anderen Tagungsteilnehmer attraktiv wäre. Wie bei einer echten Zeitung bildeten wir Ressorts und entschieden uns, dass die Themen Politik, Europa, Wirtschaft, Kultur, Gemen intern und Sport in unserer Zeitung vertreten sein sollten. Bei unserer ersten Redaktionssitzung konnte sich jeder dem Ressort zuteilen, für das er oder sie sich am meisten interessierte. Dabei wurde darauf geachtet, dass alle entstehenden Kleingruppen international waren. Jedes Ressort arbeitete in einem eigenem Redaktionsraum, ausgestattet mit Computer und jeder Menge Papier und Stiften. Die Arbeit konnte beginnen!

Wir drei hatten uns für das Thema Europa entschieden und kamen zunächst in unserer Kleingruppe zusammen, um nach interessanten Themen zu suchen. Erstaunlich schnell hatten wir viele Ideen, die uns spannend erschienen und von denen wir hofften, dass die anderen auch gerne etwas darüber lesen würden. Wir verteilten die Themen innerhalb unserer Gruppe und fingen an zu schreiben oder zogen los, um interessante Persönlichkeiten des Gementreffens zu interviewen und Bilder zu schließen. Die anfängliche Euphorie verflog allerdings bald, als wir vor einem leeren Bildschirm saßen, auf dem der Cursor ungeduldig blinkte und wir merkten, wie schwer es ist „einfach drauflos zu schreiben“. Zum Glück standen uns Tom, Chris, Adalbert und Ulla immer zur Seite, ob wir Hilfe beim Formulieren brauchten, mit den Computern nicht zurecht kamen oder einfach um uns ein bisschen aufzubauen, wenn uns der Mut verließ. An dieser Stelle noch mal ein großes Dankeschön an euch!

Ebenfalls wie bei einer richtigen Zeitung

JUGENDPROGRAMM



hatten wir feste Termine, bis wann unsere Artikel geschrieben sein mussten, damit wir rechtzeitig mit dem Layout beginnen konnten, denn unser Ziel war es, ein fertiges Exemplar der GemeNews am Sonntag in der Stunde der Gemeinschaft präsentieren zu können. Die Zeit wurde knapp, aber der Ehrgeiz hatte alle gepackt und so arbeiteten wir auch außerhalb unserer eigentlichen Tagungszeiten, um die Termine einhalten zu können. Doch nachdem die Artikel fertig geschrieben waren, fing die Arbeit erst richtig an. Die Gestaltung der Seite erwies sich als sehr viel schwieriger als befürchtet, was nicht zuletzt daran lag, dass wir zwar ganz tolle moderne Computer zur Verfügung hatten, diese allerdings absolut dämliche „Stifte“ an Stelle einer Maus besaßen, die zwar gut aussahen, aber leider nicht gut funktionierten. So arbeiteten wir am letzten Tag von morgens bis abends, verfluchten diese „Stiftmäuse“ etwa alle drei Minuten lautstark und gaben uns alle Mühe, unsere Seite sowie eine „echte“ Zeitungsseite aussetzen zu lassen. Wir setzten Überschriften und Unterüberschriften

füllten und fügten unsere Bilder ein. Lücken füllten wir mit Werbeslogans für Fremdkalkool, das Saray oder fluoreszierende Klobrillen. Schließlich waren die Seiten bereit von Tom und Chris redigiert zu werden und sehr spät am Abend konnte tatsächlich gedruckt werden! Müde aber zufrieden kehrten wir Jugendliche in den Burgkeller und anschließend in die Orangerie ein, um unsere Anstrengung gebührend zu genießen...

In der Stunde der Gemeinschaft präsentierten wir schließlich voller Stolz unsere GemeNews, die auch verdientermaßen beklatscht wurde. Jede Redaktion fasste kurz die wichtigsten Inhalte ihrer Seite zusammen, während diese mit einem Beamer an



GemeNews

58

Workshop-Zeitung der deutsch-polnisch-litauisch-estnischen Jugendbegegnung der Adalbertus-Jugend 2004 in Gemen

Einmalige Europa-Ausgabe

Sozialsysteme in Polen und Deutschland

1998 hat Polen 20% weniger als Deutschland... (Text continues with comparison of social systems)

Angleich der Diäten gefordert

Die Europaparlamentarier fordern... (Text discusses EU parliament members' allowances)

Polnische Truppen im Irak: Muss das sein?

Die meisten sind nicht... (Text discusses Polish troops in Iraq)

Beziehung - czy wyzskich?

Die Liebe ist... (Text discusses relationships)

Polnisch im Aufwind

Die EU... (Text discusses Polish language in the EU)

Transitregelung für Litauen

Die EU... (Text discusses transit rules for Lithuania)

Eigenalk - bester AIR!

Die EU... (Text discusses air quality)

Wahlwerbung an der Haustür

Die EU... (Text discusses door-to-door campaigning)

Ogłoszenie wyborne na drzwiczach

Die EU... (Text discusses door notices)

Tschechien sieht politisches Defizit

Die EU... (Text discusses Czech Republic's political deficit)

die Wand geworfen wurde. Alle Jugendlichen bekamen ein bunt ausgedrucktes Exemplar der Seite, an der sie mitgearbeitet hatten.

Abschließend kann man sagen, dass sich unser Einsatz voll gelohnt hat, denn das Ergebnis ist eine professionell aufgemachte, bunte Zeitung, die viele interessante Artikel enthält, aber auch durchaus unterhaltsam ist. Von einem Gemenwetter, über Berichte zum Buntten Abend bis hin zu ernst politischen Themen wie der Frage, ob polnische Truppen im Irak eingesetzt werden sollten, enthält sie alles, was für uns als Jugendliche und als Gemeineteilnehmer interessant ist.

Wir drei können sagen, dass es uns viel Spaß gemacht hat und Gemen unser Leben mal wieder um viele Erfahrungen bereichert hat. Schade war allerdings, dass die Möglichkeiten Jugendliche aus anderen Gruppen kennen zu lernen sehr begrenzt waren, da es nicht einmal zu Anfang eine kurze Vorstellungsrunde gab und wir bis zum Schluss nicht alle Namen der Polen, Litauer und Esten beherrschten. Auch die Kommunikation war teilweise schwierig, weil nicht alle Teilnehmer Englisch sprachen, geschweige denn Deutsch oder Polnisch. Wir sind aber zuversichtlich, dass wir diese Probleme in den nächsten Jahren auch noch in den Griff bekommen!!

GemeNews wurde mit sechs verschiedenen Themenbezogenen Titelseiten produziert.

Kathi, Nadia und Deike

Am 28. 7. war es endlich wieder so weit!!! Meine Oma (Dorle Frings geb. Posack) und ich sind mit dem Zug nach Gemen gefahren. Die Zugfahrt ist immer schon sehr lustig. Diesmal hat mir meine Oma erzählt, wie es früher war, als sie immer nach Gemen gefahren ist. Früher gab es kein Kinderprogramm und man durfte erst ab 16 Jahre nach Gemen. Sie hat mir erzählt, wie sie sich immer alle gefreut haben, sich einmal im Jahr hier zu treffen und zusammen zu singen, zu tanzen und sich zu freuen, dass der Krieg vorbei ist. Sie hat mir auch erzählt, dass sich viele hier in Gemen kennengelernt haben, die dann später geheiratet haben!

Am Donnerstag ging es dann los mit unserem Kinderprogramm. Wir haben Flaschen mit einer Klebefolie beklebt und angemalt. Mit Gold- und Silberspray haben wir sie dann besprüht. Als alles getrocknet war, haben wir die Folie abgezogen und es ergab ein schönes Muster. Wir haben diese Flaschen für die Veranstaltung am Sonntag gebastelt.

Für den Tanzabend haben wir das Lied „Wir sind die Musikanten...“ umgedichtet. Jedes Kind sollte sich Instrument aussuchen und wir haben es aus Pappe nachgebaut. Ich habe mir ein Klavier ausgesucht. Wir waren eine richtig gute Band.

Freitag, 30. 7.: Den Freitag mag ich immer am liebsten, denn am Abend ist Tanzabend im Rittersaal. Es wird immer viel getanzt und tolle Musik gehört und es gibt viele lustige Vorführungen. Es war wieder toll. Wir haben unser umgedichtetes Lied vortragen und ich habe „Klavier gespielt“. Am Samstag haben wir dann noch einen Fisch mit Kreide und Zuckerwasser gemalt. Er hatte viele Muster und war ziemlich groß.

Wie jedes Jahr hatte ich viel Spaß. Ich war mit meinen Halbcousinen Juliane und Marie-Sophie im Zimmer und viele andere von meiner Verwandtschaft waren auch da.

Ich hoffe, ich komme nächstes Jahr auch wieder. Leider ist meine Oma nicht dabei, da sie zu dieser Zeit in Urlaub sein wird.

Luisa Frings





Der kleine Matrose in Gemen

Als wir nach Gemen gefahren sind war es sehr heiß, das machte kaum was, den ich habe mich das ganze Jahr schon auf Gemen gefreut. Zuerst mussten wir meine Oma noch aus Gütersloh abholen. Kaum hatten wir Gütersloh verlassen, da fragte ich schon ob man die Jugendburg Gemen sehe, denn jedes Jahr spielen wir, wer die Jugendburg als erstes sieht bekommt ein Eis. Mama sieht die Burg immer als erstes, ein Eis bekommen wir trotzdem immer.

In diesem Jahr im Kinderprogramm haben wir viele Seemannslieder eingeübt und Matrosen Anzüge gebastelt. Mit Elzbieta, Christine, Ingrid und Regine haben wir dann für den Geselligen Abend am Freitagabend verschiedene Instrumente gebastelt und haben das Lied: „Wir sind Musikanten und kommen aus Schwabenland“ in deutsch und polnischer Sprache vorgeführt. Die Erwachsenen konnten sich kaum vor Begeisterung auf den Stühlen halten. Schade das wir immer so früh ins Bett müssen, der Abend ging so schnell vorbei. Im weiteren Kinderprogramm haben wir dann T-Shirts angemalt, Matrosen Hüte und Ferngläser gebastelt und Weinflaschen beklebt. Die wir dann in der Festlichen Stunde am Sonntagmorgen mit den Seemannsliedern dargestellt hatten. Wir haben folgende Lieder dazu gesungen: „Wir segeln übers weite Meer“, „Alle die mit uns auf Kaperfahrt gehen“, „Ein kleiner Matrose“ und „Winde wehen Schiffe gehen.“ Wir haben so viel Applaus bekommen das wir sogar eine Zugabe gesungen haben.

Am Sonntagnachmittag sind wir Tretboot gefahren, dabei sind Christian und ich etwas nass geworden, was nicht ganz so schlimm war, denn es war sehr heiß.

Viel zu schnell ist Montagmorgen und es heißt Abschied nehmen. Es hat mir sehr viel Spaß gemacht und freue mich jetzt schon wieder wenn es heißt: „Ich habe die Jugendburg als erstes gesehen!“

Phillip Vanselow

Auf den Spuren des heiligen Liudgers

Billerbeck hat eine 700-jährige Stadtgeschichte. Die 500 Jahre davor war es eine bäuerliche Ansiedlung in den münsterländischen Baumbergen, die durchzogen sind von kleinen Flüssen wie Berkel, Vechte, Steinfurter Aa und Bächen wie Honigbach, Krumme Bach, Nonnenbach. Verstreute Erhebungen zwischen 100 und 200 Höhenmetern kennzeichnen diese Landschaft, und sie ist geprägt von Teichen sowie kleinen Städten und Höfen.

Durch diese nicht anstrengend zu durchquerende Landschaft zogen Händler von West- nach Osteuropa, um Waren zu verkaufen oder zu tauschen, Missionare, um den christlichen Glauben hier zu etablieren, aber auch Raubritter, um zu plündern und zu zerstören. In dieser Region einen Wallfahrtsort mit einem großen Dom und wenige Kilometer weiter ein Kloster zu finden, hat die ausländischen Gäste überrascht, die am 58. Gementreffen des Adalbertus-Werkes teilnahmen.

die Hintergründe über die zwei Gänse als Attribute des Heiligen und den Ludgerusbrunnen, einer weiteren Sehenswürdigkeit in Billerbeck.

Die Johanneskirche aus dem 13. Jahrhundert steht auf dem Grund der ersten Kapelle aus den Anfängen der Missionszeit und beherbergt viele Kunstschätze. Die umliegenden Fachwerkhäuser aus dem 17. Jahrhundert, die der Kirchenverwaltung dienen, sind ein typisches Beispiel für die im Münsterland verbreitete ringförmige Bebauung der Kirchhöfe. Dass Billerbeck ein kleiner Ort blieb, hat seinen Grund in den vielen räuberischen Überfällen und Bränden über Jahrhunderte.

Mühsam wurde die Siedlung immer wieder aufgebaut. Zum Zentralort der Region wurde Billerbeck erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, nachdem sich Schulen, Kreditinstitute und ein Krankenhaus etabliert hatten und der Dom zu Ehren des heiligen Liudger gebaut wurde. So wurde der Ort



In der Stadt Billerbeck begann die Exkursion. Aufgeteilt in zwei Gruppen, besichtigten wir in verschiedenen Reihenfolgen den Dom, die Johanneskirche, die historischen Gebäude, die den Weg vom Dom zur Johanneskirche säumen und die Rathausfassade.

Im Ludgerus-Dom erfuhren die Gäste etwas über die Mühen der Missionierung des Benediktiner Willibrord, Bonifatius und Liudger. Abt Liudger gründete im norddeutschen Raum Klöster und Missionszellen bis hin nach Helmstedt. Um seine Klostergründungen „Monasterium“ (Münster) und Werden (bei Essen) siedelten sich Menschen an, die zur Gründung von Städten führten. 805 wird er erster Bischof von Münster, nach seinem Tod 809 findet er aber im Kloster Werden seine Grabstätte. Liudger stirbt auf einer Missionsreise in Billerbeck, das sich bald zum Wallfahrtsort entwickelte. Ende des 19. Jahrhunderts wurde hier der Dom errichtet, in den die Sterbekapelle integriert ist. Der Altar der Kapelle zeigt die Sterbeszene. Hier erfahren wir

auch den jährlich wiederkehrenden Wallfahrern gerecht.

Das 6 Kilometer entfernte Kloster Gerleve stand nach einer kurzen Kaffeepause noch auf dem Programm. Das Benediktinerkloster entstand auf dem Grund eines Bauernhofes, gelegen am Honigbach. Nach den Eindrücken des graziösen, zum Himmel strebenden, neugotischen Doms überraschte die Teilnehmer der neuromanische Baustil des Klosters, das 1904 nur 6 Jahre später eingeweiht wurde. Letzteres wirkt massiv, dicht und gedrängt. Zu besichtigen war hier nur die Abteikirche. Der Innenraum beeindruckt mit den hell verputzten Wänden. Hier lenkt nichts ab. Für den Beten bleibt hier die Christusdarstellung im Chorraum und sein Gebet.

Singend fuhren wir zurück nach Gemen über die sanfte, hügelige Landschaft der Baumberge. Beeindruckt von den Besichtigungen und Erlebnissen fragten die Gäste des Gementreffens gespannt: „Und wo fahren wir nächstes Jahr hin?“

Brigitte Ordowski

„LITAUEN LIVE“ – Spurensuche in der Geschichte eines europäischen Landes

Tagebuch der Deutsch-polnisch-tschechisch-litauischen Jugendbegegnung in Klaipeda, 20.–29. 10. 2004

Also – ich habe mir gedacht, dass ich unseren Freunden, die das *adalbertusforum* lesen, unsere Reise nach Litauen in Form eines Tagebuches präsentieren werde. Diese Form wird Euch fast im Sekundentakt durch die geheimnisvolle und den meisten unbekannte Welt führen. Also schaltet jetzt die Phantasie an und komm mit mir und den Jugendlichen der Adalbertus-Jugend und der Aktion West-Ost auf die Reise.

Am 19. Oktober 2004 um 20.20 Uhr fuhr der Linienbus aus Gdańsk (Danzig) vom PKS Bahnhof Richtung Vilnius (Wilna) ab. Bis Olsztyn (Allenstein) bin ich alleine mit vier Unbekannten gefahren, um um 23.50 Uhr die Jugendlichen aus der deutschen und ukrainischen Minderheit aus Olsztyn mit zu nehmen. Es waren Mitglieder der Minderheit und der Gruppe „Ermis“, Bekannte der Leiterin dieser Exkursion – Karin Ziaja (Aktion West-Ost). Nach einigen Minuten, in denen der Fahrer das Geld für die Fahrkarten zählen musste, sind wir Richtung polnisch-litauische Grenze losgefahren. Nach ein Paar Stunden Schlaf und schneller Integration miteinander, haben wir um 9.00 Uhr den Busbahnhof in Wilna gesund und munter erreicht.

Auf dem Hauptbahnhof wartete schon mein alter Gemen-Kamerad Tomis Paulauskas (aus Klaipeda) auf uns, der jetzt Wirtschaft an der Stefan Batory Universität in Wilna studiert. Und so begann der 20. Oktober 2004, der Freitag. Nach dem wir uns herzlich begrüßt und Tomis, den ihm noch unbekanntesten vertraut gemacht hatten, sind wir fröhlich in die historische UNESCO Kulturerbe Stadt gegangen. In der Stadt haben wir uns die wichtigsten Sehenswürdigkeiten angeschaut und unsere andere alte Freundin Kristina Dambrauskaitė getroffen. Nach der langen Reise und ein Paar Stunden Wanderung durch die altstädtische Gegend haben wir alle Hunger und Durst empfunden und sind in einer Kneipe Essen und Trinken gegangen. Es war lecker und satt. Nach dem Aufenthalt in der rustikal arrangierten Taverne sind wir weiter spazieren gegangen um das Panorama der Stadt vom höchsten Berge aus zu sehen und den deutschen Botschafter in seiner Residenz zu besuchen. Ein sehr netter Mensch. Aber da uns die Zeit drängte mussten wir den Besuch abbrechen und uns auf den Weg Richtung Wilna Hauptbahnhof machen.

Um 17 Uhr hatten wir nämlich den Zug in Richtung Klaipeda. Die Eisenbahn-Reise war sehr stimmungsvoll, man konnte Tee oder Kaffee bestellen und ist mit dem bequemen, weil auf breiten Schienen gestellten Zug, entspannt Richtung Norden gefahren. Mit 25-minütiger Verspätung haben wir den Bahnhof Klaipeda erreicht. Auf dem Bahnsteig warteten schon unsere litau-

ischen Gastgeber auf uns, da wir in Familien untergebracht waren. Danach, am Abend, sind wir schnell Schlafen gegangen.

Um 9 Uhr am nächsten Morgen haben wir uns im Jaunimo Centras getroffen, uns ein bisschen näher kennen gelernt und das Programm für den angefangenen Tag besprochen. Danach haben wir gemütliche Stunden mit den Gastfamilien verbracht und Ich habe mit Vaiva (Regenbogen) die Stadt Klaipeda besichtigt. Vaiva kenne ich schon länger (aus Gemen) und sie wollte mir die Stadt in Einzelheiten zeigen. Was wir genau gemacht haben, behalte ich für mich und damit erzeuge ich auch deine Phantasie... Mit zweistündiger Verspätung, wegen Sturm, kamen dann mit der Fähre, die wich-

nen und 5 verschiedene Sprachen: Deutsch, Polnisch, Litauisch, Tschechisch und das allgemein verständliche Englisch. Nach dem Mittagessen um 13 Uhr haben wir eine in zwei Sprachen geführte Stadtbesichtigung gehabt. Vom Inhalt her sehr interessant und ausführlich aber der Qualität wegen, ziemlich miserabel. Aber macht nichts, niemand ist doch perfekt. Zwischendurch gab es kleine Pausen und natürlich so genannte „Freizeit“, während derer man alles veranstalten konnte was man sich nur wünschte. Manche haben Kaffee getrunken, sind weiter spazieren gegangen, oder haben auf dem Janosberg das beste Bier Litauens – „Švyturys“ getrunken. Was in diesem Fall nicht als „Fremdalkohol“ bezeichnet werden



Gruppenfoto auf dem Turm der kath. Kirche Klaipeda.

tigsten Menschen dieses Treffens, nämlich die Jugendlichen aus Deutschland, unsere liebe Adalbertus-Jugend und eine Teilnehmerin der Gemeinschaft Junges Ermland, vom Wolfgang treu geführt. Danach sind wir schnell essen gegangen und haben unsere Gaumen mit der Nationalspeise Litauens, den Cepelinas, verwöhnt. Dann hat sich das Jugendzentrum Klaipeda in einer tollen Show präsentiert – Theater, Tanz, Gesang. Wirklich beeindruckend, was das Jugendzentrum leistet.

Die Deutschen wurden noch ihren Gastfamilien zugeteilt und danach sind wir mit unseren Gastgebern nach Hause schlafen gegangen. So endete der 21. Oktober 2004. Am Morgen des 22. gegen 9.15 Uhr sammelten sich die Jugendlichen aus 4 Nationen im Jugendzentrum in Klaipeda. Kennen lernen war angesagt. Es waren 4 Natio-

konnte. [man denke in diesem Zusammenhang an Gemen 2004] Übrigens, als Angehöriger der „Jannosberg Gruppe“ muss ich sagen, dass litauisches Bier gar nicht schlecht ist...

Nach dem Abendessen, das wir in unserem Lieblingsrestaurant eingenommen haben, sind wir mit unseren Gastgebern wieder nach Hause gefahren. Übrigens mit einem Audi 80, was nach dem was man auf den Straßen sah ein National Auto Litauens ist.

Am Samstag dem 23. ging es um 9 Uhr wieder los. Um 9.30 Uhr sind wir mit der Fähre „Nida“ auf die Nehrung in den Kurort Nida [Nidden] gefahren. Auf der anderen Uferseite wartete schon ein Bus auf uns. In Nida waren wir in einem Haus untergebracht – Wir haben gedacht es wird eine Jugendherberge sein, aber nein. Das war eine Überraschung. Es war ein Haus

mit zweistöckigen Zimmern, sehr bequemen Betten, Küche, Fernseher und einem Schwimmbad und zwei Sauna-Sorten: einer Finnischen und einer Türkischen, mit Dampf und etherischen Ölen. In der Nachsaison gibt es so etwas für 10 Euro die Nacht. Während des Tages haben wir uns weiter Integriert, mit Hilfe verschiedenen Spiele, was für manche schon ziemlich langweilig war, aber tja, was sollte der kleine Mensch schon machen, wenn die Leiterin immer wieder neue Integrationsspiele spielen will...???

Wir mussten alleine Kochen und alle Mahlzeiten vorbereiten, was ich persönlich sehr spannend fand. Am Nachmittag sind wir zunächst ins Thomas-Mann-Kulturzentrum und anschließend auf die Wanderdünen gegangen und haben die wunderschöne Landschaft genossen. Am Abend kochten wir Spagetti mit einer Hackfleisch-Soße und danach konnten wir das Schwimmbad und beide Saunen benutzen. Niemand wollte nur die schmutzige Teller nach dem Essen ab-

wieder in die ursprüngliche Form gebracht. Nach dem leckeren Rührei mit Zwiebeln und Speck, das uns unsere Kochgruppe serviert hatte, sind wir 50 min lang zu Fuß zur Kirche gegangen. Die Messe war sehr schön, obwohl wir kein Wort verstanden haben. Während der Predigt klingelte plötzlich ein Handy. Gott sei Dank war es nicht jemand von uns, sondern eine ältere Dame, die in der ersten Bank saß. Sie ist aufgestanden, auf die Seite gegangen und hat mit jemandem laut gesprochen. Tja! Da unterbrach der Priester seine Rede und fragte Sie ob jemand aus dem Alten Testament sie gerade angerufen hatte. Großes Gelächter in der Kirche.

Na ja, danach ging es weiter. Nach der Messe sind wir spazieren gegangen, durch den in dieser Jahreszeit bunten Wald, über einen Sandweg direkt zum schimmernden Ostseestrand gegangen. Nach dem Seebesuch, was speziell für die Tschechen sehr interessant war, haben wir uns auf die Rückwanderung gemacht. Gegen 16 Uhr kam

die Preise sehr gut. Der Gasthof war in einem rustikalen Stil angerichtet und von der Stimmung her, war es für uns ein unvergessliches Erlebnis. Wir waren nicht die Einzigen aus unserer Gruppe, die sich in diesem Restaurant die Magen gefühlt haben. Wir haben dort Jan und „seine“ Frauen getroffen. Das Lokal hat auch eine kleine Brauerei, das Bier war lecker, wirklich lecker. Um 23.30 Uhr waren wir mit dem Essen fertig und sind nach Hause gefahren. Wir wären gerne noch länger geblieben aber vor uns lag noch eine Stunde Rückreise, da Palanga 31 km von Klaipeda City entfernt ist.

Der 25. Oktober 2004, morgens früh um 9.15 Uhr haben wir uns alle, wieder im Jugendzentrum getroffen. Haben ein bisschen Gymnastik gemacht und den Verlauf des beginnenden Tages besprochen. Um uns noch besser kennen zu lernen, was wir eigentlich nicht mehr brauchten, haben wir Zettel mit unseren wichtigsten Daten beschrieben und auf die Tür und die Wände



Schiffe im Hafen von Klaipeda/Memel.

waschen, es haben sich manche dafür freiwillig gemeldet, aber niemand ist gekommen und die schmutzige Arbeit musste von denen, die dafür nicht eingeteilt waren, gemacht werden.

Das Wasser in dem Schwimmbad was A...kalt, aber in den Saunen dagegen herrschte eine wirklich „warme“ Atmosphäre. Nach ungefähr 2 Stunden haben wir genug gehabt und sind in unsere Zimmer gegangen um haben den Abend und die „größere“ Hälfte der Nacht gemütlich miteinander verbracht. Bei „einem“ Glas „Wein“ haben wir uns unterhalten, mehr oder weniger wichtige Themen berührend. Nach dem wir schon die Welt in bunten Farben gesehen haben sind wir gegen 3, 4 Uhr schlafen gegangen.

Um 10 Uhr haben wir am Sonntag, dem 24. Oktober gefrühstückt und die Zimmer

unser Bus und wir sind zurück Richtung Klaipeda gefahren. Die kurze Reise haben wir noch für eine Stunde unterbrochen und haben noch andere Wanderdünen besichtigt. Diese waren ein bisschen kleiner als die in Nida, aber unter diesen Sandbergen liegen 4 durch den Sand begrabene Dörfer.

Als wir schon auf der anderen Seite des Hafens befunden haben, sind wir mit unseren Gastgebern nach Hause gegangen und haben den Abend in den Familien verbracht. Jeder hat etwas anderes unternommen. Vaiva und ich, sowie Hendrik, der auch bei Vaiva wohnte, sind nach Palanga, einen wunderschönen Badeort gefahren um die schöne Stadt zu besichtigen und in einem typisch litauischen Restaurant zu essen. Es war wirklich wunderschön, lecker und vor allem billig – für deutsche Verhältnisse. Auch für die polnischen Verhältnisse waren



Stadtwappen von Klaipeda/Memel.

geklebt. Später sind wir zum Simon Dach Haus (Haus der deutschen Minderheit) in Klaipeda gegangen um in Gruppen zu arbeiten. Am Vormittag haben wir uns in 5 verschiedene Gruppen geteilt (1. Radio; 2. Sowjet-Union; 3. Wolfskinder; 4. „Klaipeda – Memel“ Geschichte der Stadt bis 1945; 5. Deutsche Autoren „Thomas Mann/Simon Dach“) und später im Simon Dach Haus gearbeitet. Jede Gruppe hat eigene Meinungen und Pläne besprochen und ein bisschen geplaudert und im Internet die E-Mails gelesen.

Um 16 Uhr hat die Gruppe die Gelegenheit gehabt einen vom WDR aufgenommenen Film über „Wolfskinder“ zu sehen. Dabei hatten wir die einmalige Möglichkeit einige noch lebende Wolfskinder und ihre Familien kennen zu lernen und mit denen bei einer Tasse Kaffee zu sprechen.

Mit dem stellen der Fragen an sie, war es ziemlich schwer, da diese Ereignisse von deren Kindheit tief in den Seelen beherrgt sind und bis heute Erschütterung und Tränen erregen.

Am Abend, wie üblich, sind wir zu einer Kneipe gegangen um uns bei einigen Bieren zu unterhalten und gemeinsam in Ruhe zu treffen. Einige von uns haben Karten gespielt (Doppelkopf), andere die leckeren litauischen Speisen probiert und wieder andere einfach auf den Bänken geschlafen. Ich habe ein bisschen geschlafen und Zeitschriften von Erika Steinbach gelesen. Ich weiß nicht ob der deutsche Staat weiß, was sie in der Zeitschrift schreibt. Es ist bestimmt nicht Völker einend, sondern ganz umgekehrt. Und diese Zeitschrift gibt es bei allen deutschen Minderheiten. Es ist nicht gut.

Am 26. Oktober 2004, der Tradition nach, haben wir uns wieder um 9.15 Uhr im Jaunimo Centras getroffen und nach der Gym-

nen wir uns getroffen haben, haben uns ausführliche Informationen über die Sowjet-Zeiten und die Situation der Kirche in Litauen vermittelt und als Zugabe, haben sie uns ermöglicht Klaipeda von Oben zu sehen. Die Kirche hat heute den höchsten Turm Klaipedas und bietet einen wunderschönen Blick über die ganze Stadt. Das Haff, die Halbinsel Nida und den Hafen von oben zu bewundern war für uns, vor allem für diejenigen, die an Höhenangst leiden, ein unvergessliches Erlebnis. Danach sind wir Essen gegangen und haben weiter in Gruppen unsere Projekte vorbereitet. Am Abend sind wir mit unseren Gastgebern in eine Disco gegangen, die den Eltern von Tomis gehört, um die schöne Zeit miteinander zu genießen.

27. Oktober 2004: Den ganzen Vormittag haben wir an unseren Projekten gearbeitet, da die Ergebnisse bis 16 Uhr fertig sein mussten. Wir haben Texte verfasst (in meh-

und erfolgreiche Arbeit geleistet. Und das Radiofeature ist auch im Radio der deutschen Minderheit in Allenstein gesendet worden.

Zum Schluss haben wir kollektiv unseren Gastgebern und den Direktoren und Mitgliedern des Jaunimo Centras gedankt. Einige Reden wurden gehalten und kleine Geschenke überreicht. Weil das der letzte Abend in Klaipeda war, haben uns die Organisatoren eine Abschiedsfeier „gestiftet“. In unserem Restaurant, wo wir täglich gegessen haben, war ein Buffet und etwas zum trinken vorbereitet und aus der Decke, weil es sich dort getarnte Lautsprecher befinden erklang stimmungsvolle Musik, die uns bei Gesprächen und einigen Tanzbewegungen sehr geholfen hat. Um 23 Uhr mussten wir uns dünn machen, weil das Restaurant zu gemacht werden musste. Aber der Abend und die auf uns, mit offenen Armen wartende Nacht, hatten erst begonnen. Wir sind zu der bekanntesten Disco, Pub und Restaurant der Stadt gegangen „Memelis“, in einem alten, umgebauten Speicherhaus. Dort haben wir weiter getanzt, Švyturys Bier gekostet und die letzte gemeinsame Stunden miteinander verbracht.

Da die Projekte schon fertig waren und die hinter uns gebliebene Nacht ziemlich lang war, haben wir uns nicht um 9.15 Uhr im Jaunimo Centras getroffen, sondern erst um 11 Uhr direkt in der Herman Sudermann Schule in Klaipeda. Dort haben wir etwas über die Schule erfahren, manches war ziemlich merkwürdig, wie die Erika Steinbach Zeitschriften im Simon-Dach-Haus, z. B. dass die Schüler ihre deutsche Abstammung nachweisen müssen, wenn sie auf diese Schule wollen, die verstärkt Deutschunterricht anbietet. Wir haben auch mit den Schülern gesprochen und eine künstlerische Aufführung genossen. In der Schule haben wir auch zu Mittag gegessen. Nach dem Schulbesuch sind manche zum Jaunimo Centras zurückgefahren aber andere, eigentlich nur die Adalbertus-Jugend und unsere litauischen Freunde, sind noch zum Hafen gegangen wo sich Ausgrabungen und Überreste der Ordensburg Klaipedas befinden. Nach dem Besuch sind wir noch schnell einkaufen gegangen und um 16 Uhr haben wir uns alle wieder im Jugendzentrum getroffen, wo unser Gepäck auf uns wartet. Nach langen Verabschiedungen sind wir mit Tränen zum Bus Nr. 8 gegangen, der uns zum Busbahnhof brachte. Von dort aus ging es für die Polen und Tschechen mit Bus und Bahn in die Heimat. Die Deutschen hatten noch zwei Stunden Zeit und sind dann mit der Fähre Richtung Kiel gefahren. Auf der Fähre haben sie 15 Stunden Doppelkopf gespielt, begleitet von Musik der Pop-Gruppe „Roxette“, denn scheinbar besitzt der Kapitän der Fähre nur diese eine CD.

So stand vor uns also nur noch diese lange Heimreise und hinter uns wunderschöne und erlebnisreiche Tage in Litauen in der Stadt, die mal Memel, mal wieder Klaipeda hieß. Wir waren da und kommen bestimmt wieder.

Adam Szarafinski



Teilnehmer der Jugendbegegnung bei der Vorbereitung der Ausstellung.

nimo Centras getroffen und nach der Gymnastik, die diesmal um eine gegenseitige Massage erweitert wurde, die Arbeit begonnen. Um 11 Uhr ging es aber weiter mit unseren Projekten. Zu erst haben wir einen zweiten Film über die Wolfskinder gesehen. Eigentlich war es das Erste Teil des gestrigen Films. Danach erwartete uns ein Besuch in einer katholischen Kirche Klaipedas. Einer Kirche, die stark mit der neuesten Geschichte verbunden ist und mit der Zeit, als ganz Litauen ein Teil der Sowjetunion war. Die Kirche war auf einmal geschlossen und das Gebäude in eine Konzertsaal, genauer gesagt eine Philharmonie, umgewandelt. Am Platz des Altars war die Bühne. Querschiffe und Kapellen wurden zugemauert und der Chor diente als Loge für die Prominenten. Nach dem Zerfall der Sowjetunion ist das Gebäude wieder zu einer Kirche geworden. Die Wände und die Kuppel über dem Alter sind mit wunderschönen und vom Inhalt sehr bedeutenden Fresken schmückt. Die Priester mit de-

renen Sprachen), letzte Fotos gemacht und entwickelt, buntes Papier gekauft, gedruckt, geklebt, zwischendurch gestritten und mit Freude die Arbeit beendet. Am Abend, genau um 16 Uhr waren wir alle (4 Gruppen) mit unseren Plakaten fertig. Auch der Radio-Beitrag war rechtzeitig geschnitten und produziert. In der Eingangshalle des Jaunimo Centras haben wir eine Ausstellung vorbereitet und unsere Gäste aus der Herman Sudermann Schule (Schule der deutschen Minderheit in Klaipeda) erwartet. Als sie endlich gekommen sind, haben wir (jede Gruppe einzeln) unsere Projekte erklärt und die Ergebnisse dem Publikum vorgestellt. Alle waren begeistert und erstaunt, dass man so viele Informationen in so kurzer Zeit sammeln, bearbeiten und zusammenfassen kann.

Vier Gruppen haben also mehr oder weniger bunte, Plakate vorbereitet, am meisten Arbeit hatte aber wohl die Radio-Gruppe. Unter fachlicher Leitung von Wolfgang Nitschke, haben sie eine sehr interessante

ZUM GEDENKEN

■ „Ohne unsere Mutter Regina wäre alles nicht möglich gewesen. Seit mehr als 40 Jahren teilt sie mit Gerhard Nitschke das facettenreiche Leben und deshalb gilt jedes Lob und jeder Dank auch ihr. Sie wird geliebt und geschätzt und ist der Pol, von dem Kraft und Stärke, Liebe und Offenheit ausstrahlen, in der Familie, im Beruf und allen Ehrenämtern. Gott schenke ihr – wie es in einem Segensgebet heißt – das Wohl des Leibes und das Wohl der Seele, Liebe und Glück“.

Diese Sätze habe ich genau zwei Jahre vor dem Tod von **Regina Nitschke**, geb. Reier für die Festschrift anlässlich des 70sten Geburtstages unseres Vaters am 13. 3. 2003 geschrieben. Am 13. 3. 2005 hat Gott unsere Mutter im Alter von 73 Jahren zu sich



genommen. „Das Wohl des Leibes“ war ihr schon seit Jahrzehnten nicht mehr in dem Maße geschenkt gewesen, wie wir Alle es uns sicher gewünscht hätten, aber „das Wohl der Seele“ wird sie für Viele sicher unvergessen bleiben lassen, denn sie hat es immer auch allen Anderen geschenkt.

Ich habe in meinem Leben keinen einzigen Menschen kennen gelernt, der Mutter nicht gemocht hat und wie viele von Violas und meinen Freunden aus der Schule oder der Adalbertus-Jugend von sich selber sagen: „Ich war ja immer so etwas, wie ein drittes Kind im Haus“ sagt noch mehr über Mutters großes Herz.

1948 war Regina Nitschke erstmals in Gemen, 1952–1953 stellv. Mädchenführerin und seit 1952 im Arbeitskreis. 1960 hat sie dann nicht nur Vater, sondern auch das Adalbertus-Werk geheiratet. 25 Jahre – von 1969 bis 1994 – war sie die Koordinatorin des Kinderprogramms bei den Gementreffen. Die Entstehung des heutigen Kinderprogramms III ist sicher einer von ihren Verdiensten. Und nebenbei hat Mutter auch über Jahre noch im Jagdzimmer die Anmeldung und Zimmerbelegung gemacht, den Kontakt zur Küche gepflegt und sich die Jugendlichen zur Brust genommen, die nachts mal wieder zu laut waren...

Ich denke, dass Regina Nitschkes Tod nicht nur für uns als Familie ein großer Verlust ist, sondern auch in Gemen und im Adalbertus-Werk eine Lücke hinterlassen hat. Aber ich denke und hoffe auch, dass wir nur „den Leib“ verloren haben. „Die Seele“ wird uns sicher bleiben. R.I.P.

Wolfgang Nitschke

■ Wenige Tage nach seinem 90. Geburtstag verstarb im Dezember **Pater Wilhelm Kühner SAC** in Limburg. Fast 65 Jahre hat er Gott und den Menschen im Priesteramt gedient, zunächst als Erzieher im Pallotiner-Internat im ostpreußischen Braunsberg, seit 1941 zunächst als Kaplan in Danzig Sandgrube, zwischen Oktober 1941 und Juli 1942 in Langfuhr in der Pfarrei Herz-Jesu. Aus dieser Zeit stammte seine herzliche Verbundenheit zu den Danzigern die er nach dem Krieg und der Gefangenschaft in Gemen und bei vielen regionalen Veranstaltungen – durch Teilnahme an den Priestertreffen weiter pflegte.

■ Für alle, die ihr von Herzen verbunden waren – ihre Familie, Bekannten und Freunde – verstarb überraschend am 2. April 2005 im Alter von 78 Jahren **Frau Elisabeth Hautmann**, geb. Sturmowski in Königstetten bei Rüsselsheim. Erst 1958 kam sie gemeinsam mit ihrer Mutter aus Danzig nach Westdeutschland, Lebensstationen waren Groß Gerau, Hof und Rüsselsheim, wo sie sich im Umfeld ihrer Pfarrgemeinde für Menschen ihres Alters bis heute rege engagierte. Seit gut 10 Jahren war sie stete Teilnehmerin der Studientagungen in Danzig und der Gementreffen, durch ihre Polnischkenntnisse für Teilnehmer beider Nationen ein beliebter Gesprächspartner.

■ **Vincens Lissek** lebt nicht mehr – *Nachdruck des Nachrufes von Jan Turnau in der Gazeta Wyborcza.*

Er ist am Mittwoch [14. 12. 2004] in Bonn gestorben. – Er war ein großer Freund von Polen. Geboren wurde er 1936 in Guttenberg (heute Dobrodzien) in Oberschlesien. Er wurde von dort mit der Familie vertrieben, obwohl sein Vater Polen während des Krieges schützte. Nachdem Krieg „erwies sich“ der [poln.] Sicherheitsdienst dem Vater auch „dankbar“, indem er ihn in ein Arbeitslager sperrte. Gerade dieser Vater von Vincens pflanzte den Kindern Interesse und Sympathie für Polen ein. Als Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken seit den siebziger Jahren [1983–1999 dessen Geschäftsführer] baute Vincens Lissek an der Verständigung mit den unabhängigen Kreisen in Polen. Er war Mitbegründer des Maximilian-Kolbe-Werkes, einer Hilfsorganisation für ehemalige Häftlinge der Konzentrationslager in Polen. Ein bescheidener Mensch, „aus der

zweiten Reihe“, aber sehr hilfreich: ihm verdanke ich die deutsche Ausgabe des Buches „Zehn Gerechte“. Möge er in Frieden ruhen, gemeinsam mit vielen Polen, für die er soviel tat.

Gott nehme alle Verstorbenen auf in seinen ewigen Frieden.

V.N.

MELDUNGEN

■ **Bei der Delegiertenkonferenz der AkVO – Aktionsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen am 16./17. 4. 2005 in Mainz wurde ein neuer Vorstand gewählt.**

Ausgeschieden sind nach 25 Jahren Vorstandsarbeit:

Gerhard Nitschke – Adalbertus-Werk e.V. als stellv. Vorsitzender

Franz Olbert – Ackermann-Gemeinde als Geschäftsführer

Im Amt bestätigt wurde der Vorsitzende:

Herbert Werner – Ackermann-Gemeinde Neu im Vorstand sind:

Matthias Dörr – Ackermann-Gemeinde als stellv. Vorsitzender

Wolfgang Nitschke – Adalbertus-Werk e.V. als Geschäftsführer.

Den ausgeschiedenen Vorstandsmitgliedern sei für die lange Arbeit gedankt, den neuen Vorstandsmitgliedern Glück und Erfolg gewünscht.

■ **Vom 7. bis 10. Februar 2005 fand im Maximilian-Kolbe-Haus in Danzig das erste Deutsch-Polnisch-Litauische Jugendforum statt.** Ziel der Tagung war es, die Organisationen, Verbände, Vereine oder öffentliche Einrichtungen, die Deutsch-Polnisch-Litauischen Kontakt haben mit den „Suchenden“ in Dialog zu bringen. Die Adalbertus-Jugend war bei diesem Forum als stärkste Gruppe mit 4 Personen aus Deutschland und Polen vertreten und konnte ihre lange Begegnungsarbeit zwischen Jugendlichen aus Litauen, Polen und Deutschland präsentieren, aber auch neue Kontakte knüpfen. Ein zukünftiges Projekt, welches während der Veranstaltung angedacht wurde, ist eine internationale Jugendbegegnung mit sechs Nationen, die 2007 in Mazedonien stattfinden soll – einem Land, welches sich auf dem Weg nach Europa befindet.

Verehrte Leser des *adalbertusforums*,

in dieser Ausgabe berichten wir über das Gementreffen des Jahres 2004 und laden gleichzeitig zum 59. Treffen auf „unserer“ Burg Gemen ein.

Die Arbeit des Adalbertus-Werkes e.V., die Herausgabe des *adalbertusforums* und insbesondere die Durchführung einer solch großen Veranstaltung in Gemen erfordern alljährlich erhebliche finanzielle Mittel und einen hohen Anteil an ehrenamtlicher Arbeit. Wir bitten alle Leser des Forums sehr herzlich zu prüfen, ob sie auch in diesem Jahr eine Sonderspende zugunsten des nächsten Gementreffens und der Herausgabe des *adalbertusforums* vornehmen können.

**Die Bankverbindung des Adalbertus-Werkes e.V. lautet:
Postbank Essen 15 19 66-435 (BLZ 360 100 43).**

Wir danken schon heute für jede Spende und erwarten Sie gern in Gemen!

GLÜCKWÜNSCHE

Adam Krzemiński zum 60. Geburtstag am 27. Januar 2005

Dank sei Dir gesagt zunächst einmal im Namen des ganzen Adalbertus-Werkes. Die vielen Beiträge, die Du inzwischen auf den Gementreffen und den Tagungen in Danzig erbracht hast, die vielen Impulse von Deiner Seite für die Arbeit unserer Gemeinschaft seit der „Wende“ insgesamt, die Offenheit und Herzlichkeit, mit der Du Dich zunehmend in unsere Gemeinschaft eingebracht hast und an Ihrem Leben bis in die Gottesdienste hinein aktiv teilnimmst – all das ist ein Geschenk, das wir vielleicht gar nicht hoch genug bewerten und für das ich mich im Namen aller Beschenkten in den vergangenen 15 Jahren bei Dir bedanken möchte.

Ein zweites ist ein persönliches Wort des Dankes an Dich: ich glaube ganz fest daran, dass Gott uns hin und wieder im Leben „Schlüsselbegegnungen“ mit Menschen schenkt, die für unser Leben mitprägend, manchmal auch wegbestimmend werden. Ich halte unsere Begegnung in Oberammergau in der Osterwoche 1990 für eine solche „Schlüsselbegegnung“ für mein Leben, die durch meine spontane Einladung an Dich nach Gemen im gleichen Jahr auch zu einer für unser Adalbertus-Werk wurde. Sie geschah genau zum richtigen Zeitpunkt, als es darum ging, nach der „Wende“ den seit Jahrzehnten auf Polen gerichteten Blick sowohl persönlich als auch in der Arbeit des Adalbertus-Werkes neu zu fokussieren.

Da bedurfte es vor allem Menschen, die uns nun aus diesem Land mit Offenheit gegenübertraten und den Dialog mit uns aufnahmen. Du hast das – auch wenn es auf beiden Seiten anfangs einige Stolpersteine zu überwinden galt – auf eine so großartige Weise getan, dass heute unsere Arbeit ohne Deinen Rat und Deine Mitarbeit kaum mehr denkbar ist.

Doch darüber hinaus entstand ja dann recht bald auch eine herzlich persönliche Freundschaft zwischen uns, in die Du auch meine Familie eingeschlossen hast. In der gleichen Weise, wie Du es in Deinem Beitrag zu meiner Geburtstags-Festschrift zum „70.“ vor zwei Jahren zum Ausdruck gebracht hast, dass Du „glücklich“ seist, dass Dir meine Freundschaft zuteil geworden sei, möchte auch ich Dir sagen, dass mir Deine Freundschaft auch ebenso viel bedeutet und ich hoffe, dass sie uns noch viele Jahre verbinden wird.

Ich wünsche Dir, dass Du auch an diesem traurigen geschichtsträchtigen Tag – der „Befreiung von Auschwitz“ vor 60 Jahren – ein wenig Deinen 60. Geburtstag mit der Familie und guten Freuden feiern kannst, grüße Dich sehr herzlich und rufe Dir im Namen von uns allen zu: STO LAT, STO LAT, NIECH ZYJE, ZYJE NAM!

Gerhard Nitschke

■ In Anerkennung seines sozialen Engagements wurde **Dr. Rupert Neudeck** am 27. 5. 2005 im Franz-Hitze-Haus zu Münster die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster verliehen. Mit den Worten: „Er schafft weltweit das Bewusstsein dafür, wie wichtig es ist zu helfen“, begründete der Dekan Prof. Dr. Thomas Bremer die Auszeichnung. Wir gratulieren Rupert Neudeck zu dieser neuen Auszeichnung von Herzen und wünschen dem Projekt der „Grünhelme“, dem nun seine Hauptaktivität gilt und das junge Menschen in das Engagement für den Wiederaufbau in durch Krieg geschädigte Gebiete bringt, weiterhin großen Erfolg und die entsprechende Anerkennung.

■ Am 8. 1. 2005 konnten **Christel und Ernst Gollmann** den besonderen Hochzeitstag ihrer Goldenen Hochzeit feiern. Dazu sei Ihnen – mit etwas Verspätung – auch noch an dieser Stelle gratuliert, Gottes Segen möge beide und ihre große Familie auf ihrem weiteren Wege begleiten.

Christel Gollmann, die bereits 1947 beim ersten Treffen in Gemen war, hat sich über viele Jahre immer wieder für Gemen und das Adalbertus-Werk engagiert – zunächst als langjährige Mitarbeiterin im Kinderprogramm und später dann gut eine Dekade lang als Schriftführerin im Vorstand des Adalbertus-Werkes, mancher Artikel für das Forum in der Berichterstattung über unsere Veranstaltungen stammt aus ihrer Feder. Wir danken ihr für alles Engagement und wünschen nochmals alles Gute!

■ Aus dem Spektrum der Institutionen, die sich in hohem Maß um die positive Entwicklung der deutsch-polnischen Verständigung verdient gemacht haben, ist das **Deutsche-Polen-Institut Darmstadt** nicht mehr wegzudenken. (vergl. *adalbertusforum* 2/2000)

Am 11. März 1980 in Darmstadt eröffnet, versteht es sich heute als ein Forschungs-, Informations- und Veranstaltungszentrum für polnische Kultur, Geschichte, Politik und Gesellschaft. Es hat die Aufgabe zur Vertiefung der gegenseitigen Kenntnisse des kulturellen, geistigen und gesellschaftlichen Lebens von Polen und Deutschen beizutragen. Am 22. Juni diesen Jahres wurde das **25-jährige Bestehen** mit einer Festveranstaltung im Staatstheater Darmstadt gefeiert, bei der als besondere Gäste auch die beiden Präsidenten Aleksander Kwasniewski und Horst Köhler mit Ansprachen die besondere Bedeutung dieses Jubiläums würdigten.

Das Adalbertus-Werk, gratuliert dem Deutschen-Polen-Institut und seinem Direktor Prof. Dr. Dieter Bingen, der uns seit vielen Jahren als Referent und Berater verbunden ist, zu diesem Jubiläum und wünscht ihm und allen Mitarbeitern weiterhin den geschätzten Erfolg in allen Projekten des Hauses.

Adalbertus-Werk im Internet:
www.adalbertuswerk.de

VERANSTALTUNGEN

BILDUNGSTREFFEN 2005

28. August **Berlin** (entfällt)
18. September **Frankfurt am Main**
20. November **München**

59. GEMENTREFFEN

2. bis 8. August
1945–2005: Deutsche und Polen – von der Feindschaft zur europäischen Partnerschaft
Anfragen: siehe beiliegendes Programm

3. Deutsch-polnisch-litauische JUGENDBEGEGNUNG in Danzig

2. bis 11. September
Danziger Haus- und Straßengeschichten aus deutscher und polnischer Sicht
Anfragen: Wolfgang Nitschke,
Ganghoferstraße 58, 80339 München,
Tel. (089) 50 20 55-7, Fax (089) 50 20 55-8,
E-Mail: w.nitschke@adalbertuswerk.de

VERTRIEBENENWALLFAHRT

Die Arbeitsstelle für Vertriebenenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz lädt zu einer Wallfahrt ein, anlässlich des diesjährigen 60. Jahrestages des Endes des II. Weltkrieges, **am 3. 10. 2005 im Hohen Dom zu Fulda.**

Der Leiter der Arbeitsstelle schreibt zur Intention der Wallfahrt: „...*All diesem Leid und den vielen unbekanntenen, nur zu oft vergessenen Leidenden setzt der christliche Glaube die Frohe Botschaft der Vergebung entgegen. Die Deutschen Vertriebenen und Aussiedler wollen mit dieser zentralen Wallfahrt ihre Trauer, auch nach über sechs Jahrzehnten, nicht verschweigen und im Geiste der Charta den Weg der Verständigung und Aussöhnung zwischen den Völkern in Europa mit großer Zuversicht weitergehen.*“

Das Programm beginnt um 11 Uhr im Hohen Dom zu Fulda, es folgt um 11.15 Uhr eine Pontifikalmesse mit Bischof Heinz Josef Algermissen, Fulda und Vertriebenenbischof Weihbischof G. Pieschl und weiteren Konzelebranten, Mittagsimbiss wird gestellt, um 15 Uhr Abschluss mit einer Andacht zu den Heiligen der Herkunftsländer.

KREISAU

Internationale Jugendbegegnungsstätte und Europäische Akademie
Kontakt und Programm:
Intern. Jugendbegegnungsstätte Kreisau,
Krzyszowa 7, **PL-58-112 Grodziszczce**,
Tel. +48-74-8500300 Fax +48-74-8500305,
E-Mail: m DSM@krzyszowa.org.pl
www.krzyszowa.org.pl

ACADEMIA BALTICA

Kontakt und Programm:
Academia Baltica,
Hoghehus, Koberg 2, **23552 Lübeck**,
Tel. (04 51) 3 96 94-0, Fax (04 51) 3 96 94-25,
E-Mail: office@academiabaltica.de
www.academiabaltica.de

Änderungen bleiben vorbehalten.